

GESTAPO= TERROR IN LUXEMBURG

VON

ROBERT STUMPER



BUCHDRUCKEREI-BUCHBINDEREI H. NEY-EICHER, ESCH-ALZETTE

I. Teil

Gestapo-Terror in Luxemburg

Auch Luxemburg musste die dumpfe und verpestete Atmosphäre eines schleichenden und allgegenwärtigen Nazi-Terrors kennenlernen. Diese Atmosphäre hat Paul Weber in seiner ausgezeichneten «Geschichte Luxemburgs im zweiten Weltkrieg» in eindringlicher Weise geschildert. «Wenn», so schreibt er, «nach längerer Ruhepause der Geist des Widerstandes wieder Oberhand gewann, ergossen sich in willkürlicher Folge generelle oder lokale Terrorwellen über das Land bzw. über abgegrenzte Gebiete. Zu den ersteren zählen die Ereignisse des 15.8.40 (Spengelkrich), des 20.10.40 (Gölle Fra), 23.1.41 (Geburtstag der Grossherzogin), 4. bis 6.11.41 (Grossaktion), die Septembermorde 1942 (Streik). Zentren lokaler Aktionen bildeten beispielsweise **Grosbous**, wo Weihnachten 1940 weissheidige Strolche am ganzen Dorfe eine hohnvoll summarische Prügeljustiz übten; **Ettelbrück** im Oktober 1941 (erste Geiselfestnahme), **Petingen** zu Pfingsten 1942 (Volkstumskartei). Bald wurden Esch, bald Grevenmacher, Feulen, Wiltz und ungezählte Orte Schauplätze eines gangsterhaften Banditentums. Manchmal machte Inspektor Ackermann selbst die Betriebsfahndungen nach Abzeichnen; bei anderen Gelegenheiten erfolgte die «Aushebung» eines Stammlokals, aus dem alle Gäste zu nächtelangem Verhör in die Villa Pauly gebracht wurden. Solcher Kollektivterror diente im wesentlichen der Kolorierung des Hintergrundes und der Stimmungsmache. Bevorzugte Methode blieb aber die Individualbehandlung.»

Die Schilderung dieser Ereignisse ist denn doch etwas zu knapp und es ist die Aufgabe unserer Generation, die alles das mit- und durchmachen musste, das Schicksal Luxemburgs unter der Nazi-Knute ausführlich niederzulegen, damit die kommenden Geschlechter sich ein genaues Bild von der so abwechslungsreichen und in der Grundstimmung doch identischen Kriegszeit machen können. Alle Dokumente zu sammeln, so lange sie noch frisch in unserem Gedächtnis haften, ist eine der Aufgaben der L.P.P.D.: Nicht umsonst trägt ja ihr Organ den Titel «RAPPEL». Terror, in allen «Spiel»arten und Abstufungen, das war das wirksamste Machtmittel des Dritten Reiches. Erprobt zuerst in Deutschland selbst, wurde der Terror auch ohne weiteres in die besetzten Gebiete übertragen: einer der vielen psychologischen Fehler Hitlers, der das auch im Seelischen geltende Prinzip der Gleichheit von Aktion und Reaktion nicht achtete. Kollektiver und individueller Terror, von der sanftmütigen Ermahnung

des Ortsgruppenleiters bis zur im Paroxysmus des Machtwahns ausgebrüllten Schmähung eines Stossredners, bis zur in berseckerhafter Bosessenheit ausgestossenen Drohung des Gauleiters. Auf Wort folgte in bemessenem Abstand die Tat: die Verhaftung, das Konzentrationslager, die Umsiedlung, mit dem Zweck der Einschüchterung und des Mundtotmachens der Bevölkerung, der Erpressung von Lippenbekenntnissen zur neuen Ordnung.

Terrorwellen gingen zu verschiedenen Malen über das Land: die erste, gleich nach dem Einmarsch vom 10. Mai 1940, als die Militärpolizei eine grössere Anzahl von Geiseln verhaftete und nach Trier und Wittlich ins Gefängnis abführte. Die zweite und dritte Welle erfasste eine Reihe von Einwohner der Hauptstadt am 15. August und am 20. Oktober 1940, beim sog. «Spengelskrich», dem so ekelhaften Kampf weisshemdiger Rowdies gegen die Träger unsers Unabhängigkeitsabzeichens und der Mobilisierung der Polizei, zu Fuss und per Auto, gegen die Protestler bei der so «herrlich glorreichen» Zerstörung der «Gölle Fra». Eine vierte, ebenfalls sich auf die Hauptstadt beschränkende Terrorwelle, fand am 23. Januar 1941 statt, als viele Familien den Geburtstag unserer Grossherzogin in kleinerem Freundeskreis feierten und die Gestapo — durch einen verräterischen Zuckerbäckergesellen von den bestellten Festkuchen und Glaces in Kenntnis gesetzt — die Feiern in hohnvollbrutaler Weise unterbrach. Dabei unterblieb auch die Inspektion der Küche und des Essschrankes nicht. Eine mehrtägige Haft im Stadtgrund sollte die Unvorsichtigen — manche davon in Festkleid oder Smoking — zu zivilerer Besinnung, will sagen, nazistischer Gesinnung bringen... aber gerade das Gegenteil ward erreicht und manche der an diesem Festtage abgeführten Familien mussten später die Schrecken der Gestapo-Methoden noch näher kennen lernen.

An diesem Tag geschah es auch, dass frühmorgens oben am grossen Bogen der Arbed-Eisenbahnbrücke in Esch eine blau-weiss-rote Fahne wehte und vor dem Altar verschiedener Kirchen Blumengebinde in unseren Nationalfarben niedergelegt wurden.

Die vier ersten Terrorwellen waren jedoch noch von geringem Ausmass und stellten gewissermassen die ersten Schreckschüsse des Vorgeplänkels dar. Mit den massiven Verhaftungen, die am 4., 5. und 6. November 1941 im ganzen Land vorgenommen wurden, drei Wochen nach dem ersten grossen Versager der deutschen Gleichschaltungspolitik, der vom Gauleiter persönlich für den 10. Oktober anberaumten Personenbestandsaufnahme, liess Gustav Simon zum ersten Male das grobe Geschütz sprechen. Vorher aber hatten sich schon in vielen Ortschaften und bei den mannigfaltigsten Gelegenheiten der Widerstandswille des luxemburger Volkes gezeigt.

So am Weihnachtsabend in Grosbous, wo auf einmal, mitten in der Ortschaft ein reich mit Nationalfahnen geschmückter Christbaum hingezaubert stand. Wofür dann die wütenden Weisshemden gegen das Dorf Amok liefen. So auch in Niederkorn, als eine ganze Fussballmannschaft wegen des Absingens unserer Nationalhymne gemassregelt wurde. Ein gleiches Schicksal erfuhr der Fussballklub von Mertert. Das genaue Datum dieser und ähnlicher Vorkommnisse muss noch festgehalten werden.

Der Differdinger «Ro'de Le'w».

Mit grimmigem Vergnügen und grosser Genugtuung nahm damals das ganze Land Kenntnis von jener herrlichen Differdinger Geschichte mit dem roten Löwen. Da befand sich in einem herrschaftlichen Garten, als harmlose Zierde inmitten des Grüns und vielleicht neben anderen Terrakotta-Figuren, ein steinerner Löwe. Eines Nachts, gegen Ende 1940 glaube ich, hatten kundige patriotische Hände diesen Löwen knallrot angestrichen und wuchtig-trotzend glänzte der «Ro'de Le'w» in der Morgensonne. Es sollte ein kurzlebiger Wallfahrtsort für ganz Differdingen und Umgebung sein. Rasch griff die Gestapo zu, doch führten weder Haussuchungen noch Verhöre zu irgendeinem Ergebnis. Dafür musste das ärgernisgebende Schaustück schleunigst verschwinden und in ohnmächtiger Wut schlugen die Naziknechte den Löwen in Stücke und befahlen die Entfernung der Reste.

Der andere Morgen brachte die neue Ueberraschung: der «Ro'de Le'w», die Bruchstücke sorgsam zusammengesetzt, lag oben auf dem Schlackentipp, zum Symbol hatten die Mutigen dem trotzigem Vorbild unseres Widerstandswillens eine Luxemburger Fahne ins dräuende Gebiss gesteckt ... und, ebenso symbolhaft, ein zerrissenes Hackenkreuzfähnlein hinten ... Sie wissen schon wohin ... Die Chronik berichtet auch, dass zur Krönung des Ganzen vor die zusammengefügt Trümmer des «Ro'de Le'w» ein Kranz mit blau-weiss-roter Schleife niedergelegt worden war mit der Inschrift: Mort pour la Patrie.

Kennt man heute die Namen der damals anonym gebliebenen Mutigen? Es hiess jedenfalls, dass sie sich bei der Massenverhaftung von Anfang November 1941 unter den nach Hinzert gebrachten Häftlingen befanden.

Die Geiseln von Ettelbrück.

Kurz vor dem so folgenschweren 10. Oktober 1941 passierte in Ettelbrück das folgende:

Am Kirmessonntag, den 5. Oktober, musste auf höheren Befehl hin ein Fussballtreffen zwischen Ettelbrück und Wiltz zugunsten des Winterhilfswerkes ausgetragen werden. Zur Feier des Tages war das Spielfeld von vielen mächtigen Masten mit meterlangen Hackenkreuzfahnen umsäumt worden. Am darauffolgenden Morgen aber waren die Fahnen verschwunden, abgerissen und schwammen auf der nahen Alzette fort: Heim ins Reich. Kreisleitung und Gestapo bemühten sich den ganzen Tag über, die «ruchlosen» Täter, die die Ehre des Grossdeutschen Reiches in der gemeinsten Weise beschmutzt hatten, zu ermitteln. Vergebliche Mühe! Am Abend äusserte der Ortsgruppenleiter sich: «Morgen werden viele nicht mehr lachen!» Und tatsächlich, am Dienstag, den 7. Oktober, wurden 21 Ettelbrücker Bürger dringend zur Dienststelle der Polizei gerufen, selbstverständlich ohne Angabe des Zweckes. Die nicht zu Hause angetroffenen wurden per Polizeiauto herbeigeholt.

Im Kittchen, wo die 21 Geiseln vorerst eingesperrt wurden, herrschte anfangs gute Stimmung, und man belachte weidlich das Missgeschick von verschiedenen «Eingeladenen», die frisch vom Handwerk weggeschnappt worden waren: ein Bäckermeister erschien, mehlbepudert, in weisser Hose und ärmellosem Unterkleid, ein anderer im Kittel, noch ein anderer im Galakleid mit steifem Hut; ihn hatten die Häscher von einer Familienfeier abgeführt.

Gegen 3 Uhr fuhren die inzwischen sattsam bekannten, grünen Privatwagen mit dem gefürchtet-berüchtigten Schild «Pol» vor. Nebenbei bemerkt, hatten die Luxemburger, gleich nach Einführung der Zivilverwaltung, über die grosse Anzahl dieser Wagen gestaunt und hatten in aller Unschuld die Abkürzung Pol mit Polen übersetzt und sich über die zahlenmässige Bedeutung des polnischen Beutegutes ihre Gedanken gemacht. Die wahre Bedeutung des Schildes Pol (= Polizei) sollten sie nur allzubald erfahren.

Unsere 21 Ettelbrücker wurden in die Wagen verladen und abgeführt, wohin, das wusste zunächst niemand. Aber die anfangs übermütige Laune war inzwischen merklich abgeflaut, sie fiel unter den Gefrierpunkt, als sie im Gefängnis im Stadtgrund eingeliefert und von einem waschechten, vierschrotigen preussischen Wächter in Empfang genommen wurden.

Während der Personalien-Eintragung versuchten einige mit ihren Nebenmännern zu sprechen, wurden aber barsch angeschneuzt: «Maul halten! Hier hat eisige Ruhe zu herrschen, sonst werden wir Ihnen den Aufenthalt gründlich versauern!»

An den beiden folgenden Tagen lernte jeder Einzelne in der Villa Pauly die Methodik der Gestapo-Verhöre kennen. Man kam über die Umstände der Fahnenentweihung ins Kreuzverhör und

musste zuletzt seine Einstellung zur neuen Ordnung bekennen. Diese erwies sich, wie sich später herausstellen sollte, als reichlich unbefriedigend.

Inzwischen kam der für ganz Luxemburg so verhängnisvolle 10. Oktober, mit der ersten «Gross»niederlage des Gauleiters. Die luxemburgischen Gefängniswächter — deren mutige, selbstlose Hilfsbereitschaft nie genügend hervorgestrichen werden kann — hatten den Häftlingen schon morgens vor dem obligaten täglichen Rundlauf zugeflüstert, das geplante Referendum sei kläglich abgeblasen worden, der Gauleiter erleide einen Tobsuchtsanfall nach dem andern und stosse die schlimmsten Drohungen aus.

Am gleichen Tag, Freitag, den 10. Oktober also, mussten alle 21 Ettelbrücker gegen 17 Uhr im Korridor des zweiten Stockwerkes antreten, und wurden durch unzählige Gänge in den Keller des Gefängnisses geführt. Kurz darauf erschienen zwei Gestapo-Männer, entnahmen ihrer Mappe ein Blatt und verkündeten den immer mehr Verdatterten:

«Von heute ab besteht offener Krieg zwischen uns und Luxemburg. Ihr werdet als Separatisten und Terroristen betrachtet und entsprechend behandelt. Falls bis zum 17. Oktober um 5 Uhr nachmittags der oder die Urheber nicht ermittelt sind, kommt ihr alle ins KZ. und eure Frauen und Kinder werden nach Polen geschickt. Wir sind mit den Separatisten im Rheinland fertig geworden, wir haben bei uns den Kommunismus ausgerottet, wir werden auch mit einer Handvoll Luxemburger fertig werden! Wer sich uns entgegenstellt, wird erbarmungslos vernichtet. Darauf könnt ihr euch verlassen!»

Und zur vorläufigen Sühne hätte der Gauleiter den 21 Häftlingen eine Busse von 500.000 Reichsmark auferlegt, die solidarisch von allen zu tragen sei.

Wie den Geiseln bei diesen Ankündigungen in dem düsteren Kellergewölbe zu Mute war, kann man sich leicht ausmalen. Mit schlotternden Knien mussten sie sich schriftlich zur Zahlung der Busse verpflichten und konnten sich dann in ihre Zellen zurückbegeben.

Am 14. Oktober, gegen 5 Uhr nachmittags wurden die Häftlinge urplötzlich entlassen, nachdem in der Villa Pauly jedem Einzelnen ein Schriftstück folgenden Wortlauts ausgehändigt worden war:

Der Chef der Zivilverwaltung
in Luxemburg

T P S 3062/41 II A

Luxemburg, den 14. Oktober 1941.

Auf Grund der dem Chef der Zivilverwaltung in Luxemburg erteilten Ermächtigung bestimme ich folgendes:

Sie haben in Gesamtschuldnerschaft mit 19 weiteren Einwohnern aus Ettelbrück eine Busse in Höhe von insgesamt

Rmk 500.000,—

(in Worten: Fünfhundert Tausend Rmk) bis zum 21. Oktober 1941 auf das Konto bei der Bank der deutschen Arbeit in Luxemburg für die Busseinzugsstelle beim Chef der Zivilverwaltung in Luxemburg Abteilung IV zu entrichten. Von dieser Summe wird Ihnen ein Betrag von Rmk (in Worten: Rmk) auferlegt.

Die Einzahlung hat zu erfolgen, wenn bis Freitag, den 17.10.1941, um 17 Uhr, die Täter nicht ermittelt sind.

G r ü n d e :

In der Nacht zum 6. Oktober 1941 wurden auf dem Sportplatz in Ettelbrück von unbekannten Tätern mehrere Hakenkreuzfahnen von den Masten gerissen und entwendet und damit die Ehre des grossdeutschen Reiches in der gemeinsten und niederträchtigsten Weise verletzt. In Ettelbrück sind ähnliche Vorkommnisse wiederholt festgestellt worden.

Nach einem Gutachten des Politischen Kommissars des Kreises Diekirch zählen Sie zu den einflussreichsten Gegnern der Neuordnung im Raum Ettelbrück. Sie haben durch Ihre ablehnende Einstellung in weiten Kreisen der Bevölkerung in erheblichem Masse die Grundlage zur Auslösung separatistischer und terroristischer Aktionen geschaffen.

Die Einziehung der Busse geschieht auf dem Verwaltungswege.

Die Verfügung ist nicht anfechtbar.

Im Auftrage (gez).

(Die Angabe des Textes: in Ettelbrück sind ähnliche Vorkommnisse wiederholt festgestellt worden, bezieht sich u. a. auf die Vernichtung eines mit irgend einer sinnigen und sinnvollen Inschrift gelbbrauner Prägung geschmückten Triumphbogens.)

Nachstehend nun die Liste der 21 Ettelbrücker Geiseln, mit der Angabe der einem jeden auferlegten Geldbusse: Rmk

1) Dr. Angelsberg Eugen, Arzt	50.000
2) Burkel Nik., Bäcker (später umgesiedelt)	12.000
3) Clesse Léon, Gastwirt und Bauer	25.000
4) Hemmer Carlo, Sekretär der Industriekammer (später dienstverpflichtet)	3.000
5) Dr. Huberty Nic., Arzt	20.000
6) Kartheiser J.P., Architekt (später KZ)	—
7) Jacoby Victor, Beamter (später dienstverpflichtet)	10.000
8) Kintgen Emil, Notar	70.000
9) Klein-Angelsberg Jean, Kaufmann	30.000
10) Kurth Henri, Schreiner	10.000
11) Meyers Joseph, Drogist (später dienstverpflichtet)	25.000
12) Nicolay Edouard, Beamter (später dienstverpflichtet)	5.000
13) Dr. Oberlinckels Albert, Arzt (später dienstverpflichtet)	15.000
14) Peiffer Nic., Loghändler	10.000
15) Pleger Josy, Student	15.000
16) Posing Marcel, Medizinstudent	5.000
17) Pütz Henri, Sohn, Kaufmann	30.000
18) Schonnen J.P., Versicherungsagent	5.000
19) Walich Jean, Transportunternehmer	50.000
20) Welter Eugen, Zahnarzt	60.000
21) Wolff Jean, Kaufmann	50.000
	500.000

Am 20. Oktober 1941 liess der CdZ Abt. IV durch seinen Sonderbeauftragten, den berüchtigten Gauinspektor Ackermann, eine Sperre über das gesamte Vermögen der zur Zahlung des Busse Verpflichteten anordnen; diese Anordnung wurde in den Hypothekenämtern in Luxemburg und Diekirch hinterlegt, musste jedoch bereits am 8. November 1941 aufgehoben werden, um den Geiseln zu gestatten, die ihnen auferlegten Bussgelder aufzutreiben.

Die Grossaktion.

Inzwischen hatte die Gestapo durchgegriffen!

Ihre «Grossaktion», wie die Massenverhaftung vom 4. bis 6. November 1941 im eigenen Jargon hiess, brachte in drei Tagen über 1000 offene oder vermutliche Nazifeinde des ganzen Landes, Männer und Frauen aller Stände und Berufe, zusammen. Drei Tage lang sausten die grünen Wagen durch das ganze Land und pferch-

ten die Unglücklichen in die Gestapokeller, wo sie stundenlang mit dem Gesicht der Wand zugekehrt aufrecht stehen mussten, bis sie zu einem ersten summarischen Verhör aufgerufen wurden.

In Esch dauerte diese Prozedur 7 bis 12 Stunden. Nach dem Verhör kam man zurück in den Keller und nach weiterem Warten wurde eine Reihe von Namen aufgerufen: diese Glücklichen waren wieder frei. Die andern wurden unter strenger, bewaffneter Ueberwachung nach Hinzert gebracht, wo bald über 500 Luxemburger, zusammengepfercht in den bekannten Holzbaracken, die hier übliche Menschenschindung kennen lernten. In Hinzert befanden sich schon vor dem 4. November verschiedene Luxemburger, so Leo Weirich, Frantz Clement, G. Govers, Jis Thorn, die als Marxisten kurz nach der Kriegserklärung an Russland in Schutzhaft genommen worden waren. Dann waren auch dort die Opfer einer lokalen Terroraktion auf Werk Belval: J.-P. Muller, C. Masson, Albert Franck und Fr. Paulus. (Betriebsappell 8.10.1941.)

Die Opfer der Grossaktion stellen einen prächtigen Querschnitt unserer männlichen Bevölkerung dar: alle Stände und alle Berufe waren vertreten, Arbeiter, Beamte, Handwerker, Ingenieure, Bauern, Kaufleute, Wirte, Pfarrer, Rechtsanwälte usw. Von bekannteren Persönlichkeiten wären zu erwähnen: die Abgeordneten Netgen, Krieps, Delaporte, Thewes; die Pfarrer und Kapläne Dupong, Mosson, Lesch, Belche u. a., V. J. Massard, dann Aug. Collart, L. Berens, H. Luck usw. usw.

Die Massenverhaftung vom November 1941 erfolgte scheinbar ziel- und planlos. Es war, als hätte die Gestapo lediglich ihre Kartei durchgenommen und dabei eine zufällige Reihe von Verdächtigen herausgegriffen. Dass dabei eine Geheimorganisation (L.F.K.) fast vollständig erfasst und erledigt wurde, beweist jedoch, dass die Gestapo keineswegs so wahllos zugepackt hatte, wie es den Anschein hatte.

Viele der Verhafteten wurden gleich nach einem ersten Verhör mit einem strengen Verweis und einer noch eindringlicheren Warnung entlassen, andere erst nach einem zweiten, dritten Verhör, nach Wochen, Monaten. Andere kamen für die Kriegsdauer in Schutzhaft und wurden in die berüchtigten Konzentrationslager Dachau und Oranienburg abgeschoben. Wieder andere konnten «staatsfeindlicher, illegaler» Betätigung überführt werden und das Sondergericht verurteilte sie zu mehr oder weniger schweren Strafen. Damals fielen auch die ersten Todesurteile gegen unsere Nationalhelden: Dom. Dondelinger, A. Claude und W. Siedler, deren mannhaftes Verhalten im Lager Hinzert bei allen Mithäftlingen in schönster, ergriffener Erinnerung steht.

Im ganzen Land rief die Grossaktion allgemeine Bestürzung, Niedergeschlagenheit und dumpfe Angst hervor. Aeusserlich hatte die mächtige Terrorwelle eingeschlagen, innerlich wuchs der Hass gegen den Bedrucker, erstarkte der Widerstandswille und im Geheimen blühten neue Freiheitsbewegungen auf.

Einige Präzisionen über die Grossaktion.

Bei der Massenverhaftung vom 4. bis 6. November 1941 — 3 Wochen nach der abgeblasenen Personenstandsaufnahme — erfolgten die Festnahmen scheinbar ziel- und planlos. Die Gestapo richtete sich dabei nach ihrer Kartei, wobei längst Vorgemerkte mundtot — um nicht mehr zu sagen — gemacht werden sollten. Sie richtete sich aber auch nach gewissen Verdachten und nach bei ihnen eingegangenen Angaben und Denunziationen. Allein rund 50 bis 60 Einwohner von Rümelingen, Tetingen und Kayl wurden unter der Anschuldigung, einer Geheimorganisation anzugehören, festgenommen. Dieser Schlag war tatsächlich sehr wirkungsvoll, denn diese Widerstandsbewegung (LFK) wurde dadurch nahezu völlig gefasst und niedergeschlagen. Damals hatte auch schon die Gestapo Wind von dem Bestehen und der Tätigkeit der LPL bekommen und jeder Häftling wurde gründlich über seine Zugehörigkeit oder sein Wissen um dieselbe ausgefragt. Unter den Verhafteten befanden sich auch manche Mitglieder der Scoutsbewegung und anderer verdächtiger Vereine, z. B. der Volksbildungsvereine. Ein starkes Kontingent bildeten ferner die teils organisierten, teils nicht organisierten Hersteller und Verbreiter der bekannten patriotischen Photos, sowie die Hersteller und Träger der sog. Charlotte-Ringe. Schon damals befand sich unter den nach Hinzert Gebrachten der Rümelinger Hubert Glesener, der erfolgreichste luxemburger Passeur, der später für seine heldenmütigen Taten den höchsten Tribut zahlen musste.

Pfingstterror in Grevenmacher.

Man schrieb den 24. Mai 1942. Als an diesem strahlenden Pfingstmorgen die Grevenmacherer sich zur Frühmesse begaben, lasen sie mit recht gemischten Gefühlen auf der Kirchenmauer die nachts hingemalte prophetische Inschrift: **H i t l e r v e r l i e r t .**

Gegenüber, auf der Wand des Stadthauses, in kräftigem Teeranstrich, die gleiche, noch tiefend schwarze Inschrift. Und an einem andern Giebel stand sogar auf französisch zu lesen: **H i t l e r p e r d u !**

Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht von Haus zu Haus, jeder kam und besah sich das allen Luxemburgern aus dem Herzen gesprochene lapidarische Urteil, das neue Schmuckstück der jungen

Kreisstadt. Eine begreifliche Unruhe, die Vorahnung böser Dinge, bemächtigte sich der braven Einwohner des sympathischen Moselstädtchens. Der Frühschoppen beim «Gast» schmeckte eher säuerlich und mit der bangen Frage: «Fir wén soll et dann haut goen?» war man auseinander gegangen. Der Kriegsfestbraten bekam einen eigentümlichen Beigeschmack...

Und wirklich, knapp nach dem Mittagessen liefen die bekannten grünen Wagen ein: 21 Bürger der Stadt und 2 Einwohner von Mertzt wurden festgenommen. Auf dem Marktplatz, beim Stadthaus, hielt ein grosser Autocar, in den die Verhafteten, an ihrer Spitze Distriktskommissar Jos. Faber, Bürgermeister Vic. Prost, dessen Bruder, Apotheker-Chemiker Nik. Prost und Notar J. Poos, verstaут wurden, die prall gefüllten Handkofferchen hintenauf im Wagen. Doch ehe man abfuhr, kam neue Order: die 4 Notabilitäten, dazu Jos. Syberts, wurden herausgerufen, sie kamen in zwei kleine Polizeiautos und fuhren nach dem Stadtgrund. «Das sind unsere Garanten», bemerkte erklärend einer der Gestapohäscher. Die Uebri-gen wurden nach Hinzert verschleppt.

Die Affäre hatte in ihrer grossen Aufmachung ganz Grevenmacher in eine begreifliche Aufruhr versetzt. Es dauerte ziemlich lange, bis die Gestapo alle aufgetrieben hatte und da gerade die Vesper beendet war, war der Marktplatz voll von Leuten, die aber die Polizisten in respektabler Entfernung von den Verhafteten hielten.

Die fünf im Stadtgrund Eingekerkerten lernten natürlich die Prozedur stundenlanger Gestapo-Verhöre in der Villa Pauly kennen. Amüsantes Detail: der Kriminal-Assessor stellte dabei die unglaubliche Frage: «Was soll denn das bedeuten: Hitler per Du?! Das ist mir aber doch ein starkes Stück!»

Nach 14 Tagen wurden die im Stadtgrund Untergebrachten wieder auf «freien Fuss» gesetzt, nachdem der Stadt Grevenmacher eine Sühne von 270 000 Mark auferlegt worden war. Diese Busse war folgendermassen verteilt:

Victor Prost	125 000 Mark
Nik. Prost	75 000 Mark
J. Poos	50 000 Mark
Jos. Faber	20 000 Mark

Auch die Hinzertler kamen daraufhin wieder nach Hause.

Die gesamte Liste der politischen Gefangenen vom 24.5.42 in Grevenmacher umfasst die nachfolgenden Namen, laut offiziellem Schriftstück des Landrates:

- 1) Prost Victor, Grevenmacher, geb. 2.9.91
- 2) Prost Nicolas, Grevenmacher, geb. 12.11.89
- 3) Poos Jean, Grevenmacher, geb. 6.12.99

- 4) Syberts Joseph, Grevenmacher, geb. 9.8.15
- 5) Faber Joseph, Grevenmacher, geb. 9.7.87
- 6) Feidt Paul, Grevenmacher, geb. 30.9.88
- 7) Schamo J.-P., Grevenmacher, geb. 12.2.05
- 8) Pündel Joseph, Grevenmacher, geb. 3.6.09
- 9) Thewes Philipp, Grevenmacher, geb. 2.6.16
- 10) Schmit Pierre, Grevenmacher, geb. 5.2.20
- 11) Pirsch J.-B., Grevenmacher, geb. 29.3.86
- 12) Weffling Wilh., Grevenmacher, geb. 15.12.18
- 13) Weber Marcel, Grevenmacher, geb. 12.8.14
- 14) Paulus Marcel, Grevenmacher, geb. 20.7.27
- 15) Felten Charles, Grevenmacher, geb. 22.8.09
- 16) Felten Nicolas, Grevenmacher, geb. 10.3.17
- 17) Weyrich Léon, Grevenmacher, geb. 7.3.04
- 18) Sauber Victor, Grevenmacher, geb. 17.6.97
- 19) Schwall Math., Grevenmacher, geb. 19.4.04
- 20) Befort Jean, Grevenmacher, geb. 14.3.17
- 21) Merten Nicolas, Grevenmacher, geb. 14.3.17
- 22) Kergen Joseph, Mertert, geb. 19.3.94
- 23) Wolter Joseph, Mertert, geb. 3.10.06.

Vorstehende Personen sind heute wieder freigelassen worden und hier eingetroffen.

Zu den Akten.

Grevenmacher, den 10. 6. 1942.

Der Landrat:
i. V. gez. GADT

Ferner hatte die Kreisleitung folgendes Plakat aufkleben lassen:

Warnung für Unbelehrbare!

In einer der letzten Nächte haben in Grevenmacher einige politische Aussenseiter sich als Schmierfinken betätigt und Schaufenster und Mauern mit den Führer und das Reich beleidigenden Aufschriften bemalt. Ebenso sind VdB-Plakate überschmiert worden. Hierfür sind einige reichsfeindliche Elemente aus Grevenmacher, die auch heute noch nicht den Sinn der Zeit begreifen wollen, sich gegen die Ordnung auflehnen und hetzerisch betätigen, vom Chef der Zivilverwaltung mit einer Vergeltungsstrafe in Höhe von

RM 270 000

belegt worden.

Diese, wenn auch harte, so doch gerechte Massnahme, die von allen Deutschbewussten begrüsst wird, ist eine Warnung an die wenigen Unbelehrbaren, die sich gegen eine natürliche Ordnung in der oben erwähnten Form wehren.

Die tiefere Ursache dieser Pfingstverhaftung sickerte bald durch: einmal galt es in Grevenmacher ein Exempel zu statuieren und den Widerspenstigen zu zeigen, wer Herr im Hause war. Und dann brauchte die Partei Geld für den kommenden Echternacher Kreistag. Man erfuhr noch, dass der «Schmierfink» bestellte Arbeit getan hatte; es handelte sich um einen Nazi, der sich schon vor dem Kriege in Grevenmacher angesiedelt hatte. Es war auch bald ein offenes Geheimnis, dass der Autocar schon Freitags vor Pfingsten bei einem Garagisten in Luxemburg bestellt worden war. Saubere Arbeit, nicht wahr, ganz im Stil des Ganzen!

*

Die grausamste Terrorwelle erlitt unser Land nach dem Streik vom 1. September 1942.

Dieser Streik war, wie bekannt, die von den Luxemburger Freiheitsorganisationen in die Wege geleitete Reaktion gegen die vom Gauleiter verfügte Einführung der Wehrpflicht. Die Antwort des gewissenlosen Zynikers war die sog. Vernichtungsaktion! Absicht und Methode dieses Gewaltaktes mögen am besten durch die folgenden Äusserungen des Gauleiters selbst illustriert werden: (Vertrauliche Rednerinformation des Gauleiters beim Appell der Führerschaft der VdB in Luxemburg am 13.9.42.)

«Wenn eine Klasse streikt, dann liegt nicht die Verantwortung bei dem einzelnen Schüler, denn hätte der Lehrer, der in dieser Klasse tätig gewesen ist, seine Klasse im reichsdeutschen Gedanken erzogen, dann hätte nicht ein einziger Schüler daran gedacht, dem Unterricht fernzubleiben. In den Betrieben ist es so: wo der Betriebsführer in Ordnung war, hat auch die Gefolgschaft ihre Pflicht erfüllt und gar nicht daran gedacht, der Streikparole zu folgen. Daher ist im wesentlichen dort gestreikt worden, wo auch die Betriebsführer zu der Klasse der Reichsfeinde gerechnet werden müssen und hauptsächlich sind hier die Betriebe der Arbed gefährdet. Ich spreche hier kein Geheimnis aus, wenn ich festhalte, dass die führende Schicht der Arbed in den letzten zwei Jahren das Sammelbecken der politischen Gegner gewesen ist. — Das Standgericht hat insgesamt 20 Personen zum Tode verurteilt, die sofort hingerichtet wurden. — Das Standgericht hat ausserdem 125 Personen in Haft genommen, davon 9 Richter, 5 Staatsanwälte, 11 Studienräte, 2 Lehrer, 12 sonstige Beamte, 5 Betriebsführer, 3 Kaufleute, 13 Angestellte, 14 Landwirte, 3 Ingenieure, 17 Handwerker, 24 Arbeiter und 7 Angehörige der freien Berufe.

Diese 125 Personen, die insbesondere an dem Streik schuldig sind und die sich eines aufrührerischen Verhaltens schuldig gemacht haben, werden Strafbaukompanien zugeführt. Sie gelten als

KZ-Sträflinge. Sie haben an der Front für den deutschen Soldaten zu schanzen und zu schuften. Sie werden Minen ausräumen, sie werden Granaten verladen, sie werden Bunker bauen, sie werden alle Tage unter Feindbeschuss arbeiten und ihre bolschewistischen Verbündeten, denen sie die Hand gereicht haben, nun auch einmal kennenlernen. — Ich möchte hier dem Standgericht für seine überaus gewissenhafte und fleissige Arbeit meine besondere Anerkennung aussprechen. — Wir haben durch die Umsiedlung nunmehr die Möglichkeit, wie sie nicht besser gegeben werden kann, und ausser der Umsiedlungsaktion noch die Strafbaukompanien, die von Zeit zu Zeit aufgefüllt werden können, denn niemand, der in eine Strafbaukompanie kommt, hat ein Versprechen auf ewiges Leben auf Erden. — Wo zwei so glänzende Mittel zum Durchgreifen vorhanden sind, braucht man keine Drohungen!»

Allerdings!

Jedenfalls riss von diesem Datum an der Terror nicht mehr ab: die Gestapo führte bis kurz vor Toresschluss ihre Verhaftungen und Umsiedlungen mit unerbittlicher Konsequenz durch.

Die Merscher Fahngeschichte.

In der Nacht vom 29. Oktober 1941 wurde in Mersch die an der Geschäftsstelle der VdB ausgehängte Hackenkreuzfahne von unbekannten Tätern gewaltsam entfernt. Die gleichgeschaltete Tagespresse teilte dies natürlich dem ganzen Lande in dem üblichen Stil und mit der nötigen sittlichen Entrüstung mit. Gleichzeitig erfuhr man, dass der CdZ, aufgrund der Verordnung über die Wahrung des inneren Friedens separatistisch eingestellte Bürger, die ihrem bisherigen Verhalten nach nicht die Gewähr boten, jederzeit für das deutsche Volkstum einzutreten, mit einer Geldbusse von 300 000 Mark belegt hatte.

Am darauffolgenden 6. November wurden, «im Zuge» der bekannten Grossaktion, dreizehn durchwegs dem Mittelstand angehörende Luxemburger aus Mersch und Umgebung ohne jedwede Grundangabe verhaftet und nach dem Grundgefängnis abgeführt.

Bei ihrer Entlassung am folgenden 8. November wurde ihnen in der Villa Pauly eröffnet, dass die Ortsgruppe Mersch sie als die einflussreichsten separatistisch eingestellten Bürger der Gemeinde bezeichnet hätte und dass sie innerhalb von acht Tagen die Geldbusse von 300 000 Mark zahlen müssten. Sollte in einem Umkreis von 10 km ein weiterer ähnlicher Sabotageakt stattfinden, würden sie ohne weiteres als Geiseln verhaftet und gegebenenfalls an die Mauer gestellt, wozu die Gestapo ja Macht und Wille hätte.

Die Vergeltungsbusse war wie folgt aufgeteilt:

1) Ad. Arend, Landwirt, Reckingen	50 000 Rm
2) Raym. Betz, Drogist, Mersch	25 000 Rm
3) Léon Duscherer, Kaufmann, Mersch	25 000 Rm
4) Pierre Fischbach, Gastwirt, Mersch	25 000 Rm
5) Gebr. Hoffmann, Sägebesitzer, Mersch (4 Pers.)	100 000 Rm
6) Henri Kolmesch, Coiffeur, Mersch	10 000 Rm
7) N. Kass-Lilin, Mersch	25 000 Rm
8) A. Leyder, Bäckermeister, Reckingen	10 000 Rm
9) N. Nicolay, Gastwirt, Reckingen	5 000 Rm
10) G. Prim, Postbeamter, Mersch	25 000 Rm
	300 000 Rm

Heute ist erwiesen, dass die Fahne durch die Ortsgruppe Mersch selbst entfernt wurde, um nach bekanntem Muster die Gelegenheit zu schaffen, ihre Kasse zu füllen und gleichzeitig den Vorwand einer als notwendig erachteten Einschüchterungsaktion zu erhalten.

Klassenkampf der Resistenz.

Heute, vier Jahre nach unserer Befreiung, wird immer noch von gewisser Seite behauptet, im Kriege sei der Widerstandswillen unserer Bevölkerung sehr ungleichmässig verteilt gewesen. Er hätte von unten nach oben bedenklich abgenommen und die Arbeiterschaft sei der wichtigste Faktor der Resistenz gewesen. Abgesehen davon, dass es schwierig ist, für diese Behauptung den unanfechtbaren Beweis — denn wo sind die Masstäbe des Widerstandes? — zu erbringen, ist es verfehlt, immer diese Behauptung in Umlauf zu bringen. Ihre ständige Wiederholung wirkt als überflüssige Ehrenrettung auf die Dauer verdächtig; man gewinnt den Eindruck, als ob interessierte Kreise sich irgendwie entschuldigen, irgendetwas beschönigen wollten und man leistet demnach unserer Arbeiterschaft wirklich keinen guten Dienst, wenn man ihr hartnäckig immer wieder eine Monopolstellung des Patriotismus einräumen will. Dann trägt diese ewige Wiederholung keineswegs zu dem immer noch fehlenden aber so blutnotwendigen inneren Frieden bei. Ferner könnte man sogar, aufgrund des vorliegenden Zahlenmaterials diese Behauptung ernstlich anfechten.

Aller Respekt vor der Haltung des Luxemburger Arbeiters im Krieg! Aber ihm gebürt ebenso wenig der patriotische Glorienschein wie etwa dem Klerus. Es gab weisse und schwarze Schafe in allen Schichten, oben und unten, links und rechts, und hier wie überall gilt der weise Satz, dass die guten und die schlechten Menschen recht gleichmässig verteilt sind. Jedenfalls beanspruchen weder die

Intellektuellen noch die Bürgerlichen, noch die Mittelständler irgendeine Sonderstellung in der patriotischen Wertskala, dafür sollen sie aber auch nicht unnötiger- und ungerechterweise immer wieder bekleckert werden. Schliesslich waren wir alle — bis auf die unrühmlichen Ausnahmen — Luxemburger und wollen es auch bleiben: Einig und frei!

Die Oettinger Fahne.

Eines schönen morgens — es muss Fastnacht 1941 gewesen sein — flatterte hoch oben an einem Kamin der Oettinger Schmelz, eine rot-weiss-blaue Fahne lustig im Wind. Die Ortspolizei befiehlt die sofortige Herabnahme, doch niemand will sich dazu hergeben. Schliesslich muss irgendein Vertrauensmann doch den Aufstieg an der steilen Kaminleiter wagen. Aber die Schlauberger, die nachts die Fahne gehisst hatten, hatten wohlweislich vorgesorgt, indem sie die oberen Sprossen abgesägt hatten, sodass man nicht an die Fahne herankam. Der Hinaufbeordnete musste unverrichteter Dinge wieder herunterklettern. Es blieb der wütenden Polizei nichts anders übrig, als die Fahne — unter dem verbissenen Lachen der Zuschauer — mit Maschinenpistolen herunterzuschliessen.

Fliegeralarm in Esch (1943).

Ein wolkenloser, blauer Himmel wölbt sich über Esch: das richtige Fliegerwetter. («Haut kommen se eröm!»)

Und wirklich melden auch bald die Sirenen das Herannahen der alliierten Geschwader. Da kommen schon die ersten, weitere folgen und ziehen, den ganzen Raum mit ihrem Gedröhn erfüllend, in majestätischer Ruhe ostwärts.

Zwei höhere Wehrmachtsoffiziere suchen schleunigst Deckung im Unterstand am Brillplatz.

«Unglaubliche Menschen, die Luxemburger!» bemerkt der eine, «da zieht der sichere Tod über ihren Köpfen dahin. In jedem Augenblick können die Bomben fallen. Aber was tun diese Luxemburger? Rudelweise stecken sie die Köpfe aus den Fenstern, oder laufen in ihre Gärten und, mit allen Fingern auf die glitzernden fliegenden Festungen zeigend, rufen sie einander zu: Kuckt emal, ewie se blenken!»

Staatspolizei und Gestapo

Staatspolizeien gab es von jeher in allen Ländern, denn die Sicherheit des Staates erfordert stets gewisse, mit Sonderrechten und Sondermitteln ausgestattete Ueberwachungsorgane. Die Bedeutsamkeit dieser Aufgabe verlangt strenge Geheimhaltung und

damit das Auftreten von Beamten ohne Uniform, ferner das Vorhandensein eines weitläufigen Systems von Geheimagenten, Spitzeln, Zuträgern und Vertrauensleuten in allen Gesellschaftsschichten. Je unpopulärer eine Staatsform ist, desto wichtiger ist die Rolle der politischen Staatspolizei, desto unentbehrlicher ist sie. Kein Wunder also, dass die Diktaturen diese Art von Polizei zu ihrer Hauptstütze, zum staaterhaltenden Prinzip geradezu erheben.

Oberstes, allerdings ungeschriebenes Gesetz dieser Polizei mit besonderem Vorzeichen ist die *Staatsraison* und dies bedingt eigene Methoden, die noch lange nicht von der landläufigen Moral gebilligt werden. Der berühmte Leitsatz: Recht ist, was dem Reiche nützt, illustriert dies zur Genüge. Ausartungen der politischen Polizei gab es zu allen Zeiten: zur Zeit der Inquisition (Torquemada), zur Zeit des Absolutismus (man erinnere sich der berühmten *Lettres de cachet* der französischen Könige), unter Napoléon (Fouché), Metternich. Im zaristischen Russland war die Ochrana allgegenwärtig, in der Sowjetunion war es zuerst die Tscheka, dann die GPU, heute die NKWD...

Aber die Gestapo war nicht nur die typisch deutsche Form der Politischen Polizei, sie war getragen vom Geist des Nazismus, durchdrungen mit allen Lastern, dem Macht- und Blutrausch dieser verstiegenen Ideologie, ausgestattet mit den für den Bestand des Dritten Reiches notwendigen, unbegrenzten Machtbefugnissen. Im Vergleich zu den Staatspolizeien anderer Länder, war sie durch eine Reihe von Sondermerkmalen gekennzeichnet: deutsche Gründlichkeit, deutsche Wissenschaftlichkeit, deutsches Organisationstalent, das Ganze gepaart mit rücksichtslosestem Partei-Fanatismus, übersteigert durch die unersättlichen Machtgelüste und Welterlöserträume eines paranoischen Diktators.

Die Aufgabe der Gestapo war, nach dem bekannten norwegischen Freiheitskämpfer Carsten Frogner, folgende:

Ohne Rücksicht auf geltende Gesetze und Bestimmungen, die Stellung und die Interessen der Machthaber gegen alle geplanten, möglichen oder nur denkbaren Anschläge zu sichern. Zu ergänzen wäre sie allerdings durch den Beisatz «und ohne Rücksicht auf die ewigen Prinzipien der Moral, Menschenwürde und Menschlichkeit...»

Als Grundsätze zur Verwirklichung dieser Aufgabe, mithin als Grundsätze der Gestapo-Methode, galten etwa:

1. Wer nicht aktiv mitmacht, ist dagegen (d. h. gegen Hitler-Deutschland).

2. Wer dagegen ist, ist damit rechtlos und kann mit allem, sogar mit dem Tode bestraft werden.

3. Kein Gegner hat damit zu rechnen, milder als andere davonzukommen.

4. Staatsfeinde werden ausgemerzt, vernichtet.

5. Systematischer Terror ist die wirksamste Propaganda.

Die Gestapo war, neben der SA und SS, das ideale Terrorinstrument Hitlers. Die Methode des planmässigen Terrors war Hitler auf das glänzendste im eigenen Reich gelungen. Kein Wunder, wenn er dieses Verfahren auch in den besetzten Gebieten und in grössten Ausmassen zur Anwendung brachte. Mit recht relativem Erfolg allerdings. Einer der grössten psychologischen Fehler des «Unfehlbaren» war, dass er an die universelle Wirksamkeit dieser Methode geglaubt hat. Massenergebenheit, Duckmäusertum und Servilität sind aber bloss typische Charakterzüge des deutschen Untertans. So musste der Nazismus, trotz Gestapo und Propaganda, in den freiheitsliebenden und freiheitsgewohnten Ländern auf Granit stossen. Ja, nach dem ehernen Gesetz von der Gleichheit von Aktion und Reaktion musste der Druck Gegendruck erzeugen und mit steigendem Terror der Widerstandswille der Bedrückten zunehmen: es entstanden und erstarkten überall die geheimen Freiheits- und Resistenzbewegungen, verschieden an Form und Gewicht, doch überall beseelt von dem gleichen Gedanken: Nieder mit der Nazi-tyrannei!

Gestapo und Partei

Partei und Gestapo arbeiteten Hand in Hand. Erstere war durch die Straffheit ihrer Organisation, die Ausdehnung und Vielfalt ihrer Verzweigungen allgegenwärtig. Ueberallhin konnte sie ihre schleimigen Fühler ausstrecken ... bis in die Kochtöpfe und in die Abfalleimer (was keineswegs eine übertriebene «Stil»blüte ist). Sie kannte das Gebaren, die Gesinnung, die frühere und jetzige politische Einstellung eines jeden. Haussammlungen, Kundgebungen, Schulungen, Kreistage, Betriebsappelle usw. waren die beliebten Mittel nicht nur zur Ermittlung der allgemeinen Atmosphäre, sondern vor allem zur Kontrolle der Gesinnung des Einzelnen. Die Partei führte Buch über jeden und alle ... und meldete selbstverständlich der Gestapo die politisch Verdächtigen. Die Partei leistete dieser also beste, unentbehrliche Zuträgerdienste.

Doch die Gestapo griff noch lange nicht immer direkt ein. Sie verhaftete scheinbar nicht nach bestimmten Regeln. Oft begnügte sie sich mit den Schreckmitteln einer Vernehmung oder einer Haus-suchung. Die Verhaftungen erfolgten teils auf Denunziation hin — bei direkten Verstössen gegen die Staatsordnung, bei staatsfeindlichen Aeusserungen, — teils aufgrund der schwarzen Listen. Feste Regeln schienen oft zu fehlen. So konnten wir feststellen, dass Männer, die erwartungsgemäss unmittelbar nach der Besetzung oder der Einführung der Zivilverwaltung verhaftet werden sollten, monatelang, ja jahrelang, unbehelligt gelassen wurden. Daraus aber den

Schluss ziehen, die Gestapo sei nicht oder ungenügend orientiert gewesen, oder sie habe sich einer gewissen Langmut oder Grosszügigkeit bemüssigt, das ist ein Trugschluss und war oft ein fataler Irrtum. Hier lag wohlbedachtes System vor: die Gestapo hatte alles Interesse daran, dass der schon lange Vorgemerkte und von der Partei Beobachtete sich in einem falschen Sicherheitsgefühl wiegte und sich dadurch zu gewissen Handlungen verleiten liess, wodurch sie auf andere, bis dahin unverdächtige Personen aufmerksam gemacht wurde. Alles war bis ins feinste ausgeklügelt, wie man sieht. Dass die Gestapo bereits vor dem Krieg in allen Ländern ein weitverzweigtes Ueberwachungssystem errichtet hatte, die Gegner im Ausland kannte, ist durch die Entdeckung wichtiger Dokumente bekannt geworden.

Ohne gerade im einzelnen von der Gestapo systematisch überwacht zu werden, waren wir es letzten Endes doch. Die Partei hatte ja ihr engmaschiges Netz über ganz Luxemburg ausgeworfen und ihre Helfershelfer der Gestapo sassen überall: im Kontor, im Café, in der Bahn, in der Schule, in den Betrieben. Im gegebenen Moment griff die Gestapo zu. Meist in ganz unerwarteter Weise; dies war psychologisch von grosser Wirksamkeit und gehörte zum System. Sie griff zu, sei es, dass der Verdacht staatsfeindlicher Betätigung des Betreffenden sich ernstlich verdichtet hatte, sei es, dass solche Handlungen festgestellt und gemeldet wurden, sei es, dass umständehalber eine Terrorwelle von oben, bei uns also vom CdZ, angeordnet wurde.

Gestapo-Verhöre

Die allgemeine Taktik der Gestapo-Verhöre kann man als Methode der Einschüchterung, der seelischen Zermürbung, der Vernichtung seelischer Spannkraft beschreiben. Bei Kleinmütigen, Nervös-Schwachen hatte die Gestapo leichtes Spiel, bei starken Persönlichkeiten wurden eben stärkere Register gezogen. Katz- und Maus-Spiel war die Regel und alle nur denkbaren Mittel wurden angewandt, um den Widerstandswillen zu brechen. Die Gestapo-verhöre waren in dieser Hinsicht von einer beispiellosen, nur entfernt an Torquemada-Methoden erinnernden Raffiniertheit, von einer geradezu wissenschaftlich dosierten Grausamkeit und einer unerbittlichen Hartnäckigkeit.

Mit der Vorbereitung ging es an: die unerwartete Verhaftung, das stundenlange Stehen im Gestapokeller, mit dem Gesicht der Wand zugekehrt (8 Stunden lang dauerte dies sogar, nur einmal unterbrochen von einer kurzen «Abtreten»-Erlaubnis, die mit den Worten: Wir sind doch keine Barbaren, gestattet wurde), dann das tage-, ja wochenlange Warten bis zum Verhör.

Ohne dass man wirklich scharfe Grenzen zu ziehen vermag, kann man die Verhöre in solche 1., 2. und 3. Grade einteilen.

Ins Verhör ersten Grades kommen Menschen, die noch auf freiem Fuss sind oder nur wenig belastete Gefangene. Die Gestapo beabsichtigt in diesen Fällen, teils einen Eindruck vom Charakter und der Einstellung des Betreffenden zu erhalten, teils ein erstes Einschüchterungsergebnis zu erzielen, teils um sich Aufschluss über die mannigfaltigsten Dinge zu verschaffen: über Personen, Sachverhalte, Aeusserungen, Stimmungen, Ansichten über dieses oder jenes. Das Verhör kann in vielen Fällen die Form einer liebenswürdigen Unterhaltung mit «Setzen Sie sich doch, bitte» oder «Zigarette gefällig» annehmen. Man zeigt Verständnis für die Eigenart unseres Volkes, man missbilligt gewisse Verfahren der Partei, man lobt sogar unsere patriotische Haltung, im Grunde «eine deutsche Tugend» ... zwanglos ist der Ton, freundlich das Gebaren des Vernehmungsbeamten. Das sind selbstverständlich alles Fallen, weil das Opfer ein Gefühl der Erleichterung empfindet und deshalb leicht mit Sachen herausrückt, die besser verschwiegen worden seien. Aber urplötzlich kann das Verhör einen anderen, drohenden, brutalen Ton annehmen. Versteckte Drohungen tauchen auf. Dann offene. Der Gestapobeamte wird von plötzlichen Wutanfällen erfasst und es hagelt die unglaublichsten Beschuldigungen. Der Unerfahrene, der Aengstliche lässt sich dabei gerne zu unüberlegten Aeusserungen verleiten ... und das Beabsichtigte ist erreicht.

Ein Beispiel:

Nach wochenlangem, bangem Warten (meist in der Einzelzelle) wird man endlich zum Verhör befohlen. Man weiss aber weder, wessen man beschuldigt ist, noch viel weniger, was und wieviel die Gestapo eigentlich von einem weiss. Der Empfang beim Kriminalisten ist höflich, der Ton kultiviert. Das Hin- und Herfragen beginnt mit den Personalien, mit Nebensächlichem, Allgemeinem. Plötzlich fällt ein Name. Man muss zugeben, dass man ihn kennt. Wo man den Betreffenden zuletzt gesehen habe? Auf eine unpräzise Antwort fährt der Gestapobeamte wutentbrannt auf und nennt Ort, Tag und Stunde, wo man zuletzt mit dem Betreffenden gesehen wurde. Die näheren Umstände der Zusammenkunft und der Inhalt des Gespräches will der Vernehmende erfahren, man antwortet vorsichtig Belangloses. Ob man nicht wisse, dass er Beziehungen zu gewissen Personen im Ausland habe? Hier heisst es, doppelt vorsichtig sein. Man gibt zu, der Betreffende habe durch seinen Beruf allhand Verbindungen und es gilt, kräftig drauflos zu lügen, wenn man eben weiss, welche Beziehungen es waren. Von nun an wird das Verhör schlimmer und schlimmer, da man ja nicht weiss, wie weit die Gestapo unterrichtet ist. Der Gestapobeamte nimmt zu Lügen.

Winkelzügen, Andeutungen, Zuflucht und es heisst, alles anspannen, ohne sich in Widersprüche zu verstricken, um die Gestapo irrezuführen. Am besten ist, man gibt auf klare Fragen die knappsten Antworten. Doch diese Ausflüchte kennt die Gestapo noch zu genau und man prasselt die Drohungen nur so herab. Es kann sogar Ohrfeigen absetzen.

Nur kalt bleiben und sich nicht bluffen lassen; wenn das gelingt, ist das Spiel gewonnen. Plötzlich fällt der Polizist in einen anderen, gemütlicheren Tonfall, und verspricht, da er ja doch alles wisse, unbehelligte Entlassung, wenn man bloss, das den Bekannten Belastende zugäbe. Aber man lässt sich nicht hinters Licht führen und das Hin und Her mit Lug und Trug und Zug geht weiter ...

Schliesslich werden die Aussagen zu Protokoll genommen und es folgt, nach Kenntnissnahme dessen überraschend belanglosen Inhalts, eine «freie, gemütliche» Aussprache. Das ist das gefährlichste, weil man, ermüdet und entspannt, sich leicht zu verhängnisvollen Aeusserungen verleiten lässt. Das ist aber nur ein harmloses Beispiel unter Abertausenden.

Nichts missfällt dem Gestapobeamten so sehr, wie wenn er dem zu Verhörenden die Worte einzeln aus dem Munde ziehen muss. Bei solchen Verstockten werden kräftigere Mittel angewandt.

Ein allgemeines Merkmal der Protokollaufnahme besteht auch darin, dass nur die belastenden Aussagen zu Papier gebracht werden. Dadurch wird der Häftling unsicher und das kann sich bei späteren Verhören nachteilig auswirken. Jedenfalls löst es höchst unangenehme Beklemmungsgefühle aus.

Ein anderes Merkmal ist die stete Gegenwart von zwei, mitunter drei Gestapobeamten beim Verhör. Diese beängstigende Gegenwart eines stummen, aber desto aufmerksamer zuhörenden Zweiten, der sich ab und zu Notizen macht oder dem Wortführer verständnisvolle Blicke zuwirft, gehört zur Taktik ... und dient vermutlich auch der eigenen Kontrolle. Oft, besonders bei den Verstockten, wird durch ein geheimes Zeichen ein Dritter herbeigerufen, der genau im psychologischen Moment erscheint und nachlässig-eindrucksvoll mit einem Prügelstab oder einem Stahldraht spielt. Manchmal lösen die einzelnen Polizisten sich beim Verhör ab, und es kommt, wie bei Schwerverborechnern, zu den sattem bekannten und gefürchteten Kreuzverhören.

Die Verhöre ersten Grades sind aber harmlos, verglichen mit denen des 2. und 3. Grades. Diese Verhöre kommen für die «politischen Verborechnern» in Anwendung, gegen welche bei der Gestapo ein grösseres oder kleineres Beweismaterial vorliegt. Diese Verhöre haben die hauptsächlichste Aufgabe, mehr konkrete Angaben zu be-

schaffen und vornehmlich die Namen von Mitgliedern von Geheimorganisationen zu erhalten.

Der Ton ist hier in der Regel und milde ausgedrückt, schroff und brutal. Die Schimpfwörter hageln nur so herab, den Drohungen folgen Schläge, Ohrfeigen, Fusstritte, besonders gegen die Schienen, und andere körperliche Züchtigungen. Zum 2. Grad gehört auch der Dunkelarrest, der Aufenthalt in völlig verdunkelter Einzelzelle, bei Wasser und Brot. Wie wirkungsvoll dieser ist, mag daraus hervorgehen, dass manche es nur stundenlang darin aushalten können: kräftigere Naturen allerdings tage-, ja wochenlang. Und welche Wirkung die Gestapo sogar selbst dem Dunkelarrest zuschreibt, wird dadurch erwiesen, dass die Gefangenen, um die Selbstmordgefahr zu vermindern, vorher die Hosenträger, Riemen, Schnürsenkel usw. abliefern mussten.

Ueber die Verhöre des 3. Grades, die früher zu Auswüchsen der Greuelpropaganda gezählt wurden, möge hier lieber geschwiegen werden. Sie werden angewandt, wenn die Gestapo vermutet, der Gefangene sei im Besitz von ausserordentlich wichtigen Geheimnissen und wenn derselbe den 1. und 2. Grad standhaft ertragen hat. Die hierbei zur Anwendung kommenden Foltermethoden variieren ausserordentlich an Art, Dauer und Stärke. Die Absicht ist immer, derart unerträgliche körperliche Schmerzen hervorzurufen, dass der Unglückliche gezwungen wird zu berichten, was er weiss. Oft führte die Misshandlung zum Tode, was aber der Gestapo schliesslich nur willkommen war, denn nur der tote Luxemburger war für sie ein guter Luxemburger und ... der Tote spricht nicht mehr. Wenn manche bis zum Unerträglichen gemarterte Freiheitskämpfer die Erlösung im Selbstmord suchten bevor sie «gebeichtet» hatten, ist begreiflich: Ihr Heldenmut leuchtet in unwandelbarer Helle ins Dunkel der Gestaponacht. Ehre ihrem Andenken!

SS-Sonderlager Hinzert

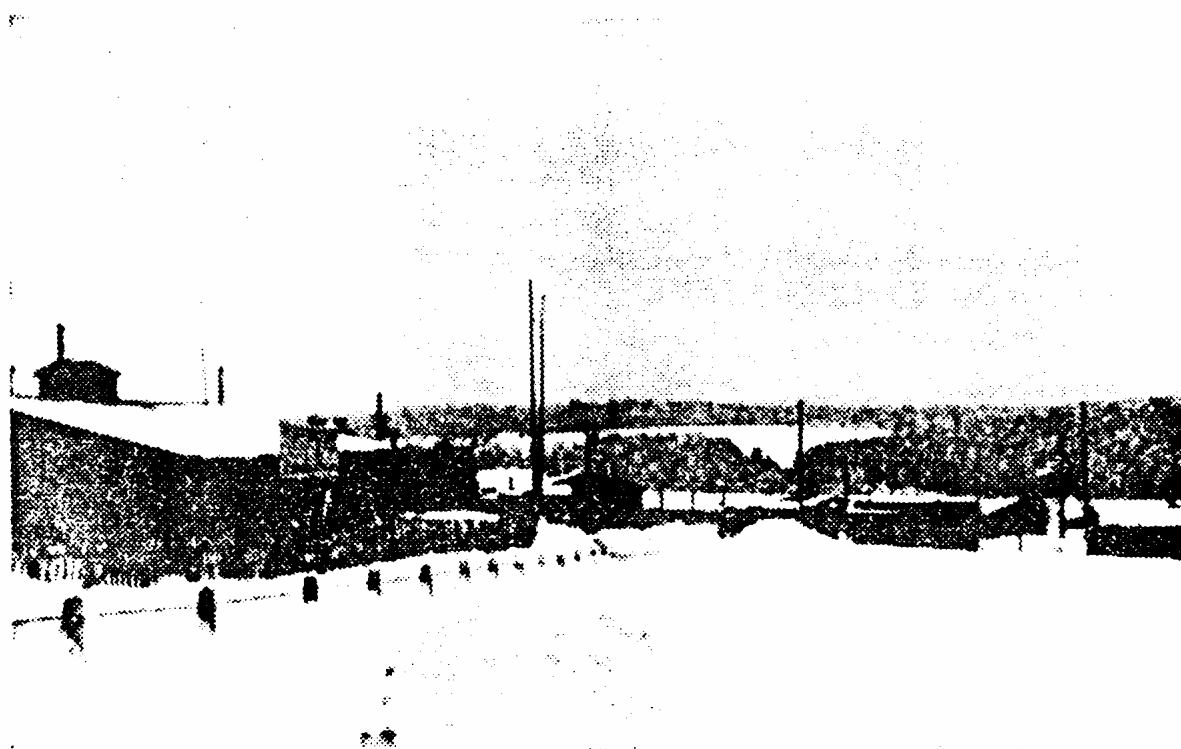
Hinzert, ein kleines Hunsrückdorf, in der Nähe von Gustav Simons Heimatstadt Hermeskeil. Heute für alle Luxemburger ein Begriff. Es erübrigt sich, viele Worte über das Lager Hinzert zu verlieren: die schriftlichen und mündlichen Berichte fehlen ja nicht. Aber doch bleibt allerhand, weniger Bekanntes, nachzuholen.

So erfahre man, dass Hinzert kein eigentliches KZ.-Lager war, sondern etwas schlimmeres: die Vorstufe. Nach übereinstimmenden Aussagen vieler Luxemburger war die Behandlung in Hinzert unmittelbarer und auch, wegen der Ungewohntheit von Umwelt und Behandlung, verzehrender, aufreibender als sonstwo. Dieses Lager war nämlich ein SS-Arbeitserziehungslager, errichtet zur Zeit des

Baues des Westwalls, um die hier beschäftigten Arbeitsverweigerer zur Arbeit zu erziehen. Die Kur dauerte, je nach Fall und Rückfall, verschieden lang und war verschieden stark, aber stets radikal, sei es in positivem oder negativem Sinne. Quartalssäufer, Asoziale, notorische Faulenzer waren es hauptsächlich, die kunterbunt als Saboteure dorthin gebracht wurden und gegen solche gingen die Arbeitserzieher mit letzter Rücksichtslosigkeit vor. Schwerste körperliche Arbeit, verbunden mit scharfem militärischem Drill, Strafoxerzieren, Züchtigungen aller Art waren die gangbaren Erziehungsmethoden. Rast- und ruhelos wurde zur Arbeit angetrieben, im Lager selbst war Laufschrift vorgeschrieben. Und wehe den Müssigen!

Dieses Arbeitserziehungslager wurde in der Folge Gustav Simons Privatkonzentrationslager, wo den Luxemburgern die Unabhängigkeitsgelüste und nazifeindlichen Mucken ausgetrieben werden sollten. Der Geist des Lagers und seine Methoden waren geblieben, denn für die Kontinuität war durch die Bewachungsmannschaften, alles ausgekochte SS-Leute, trefflich gesorgt.

Einige wenige Streiflichter und Erinnerungen mögen hier eingeflochten werden.



Hinzert Winter 1942

(Foto: Paul Elvinger)

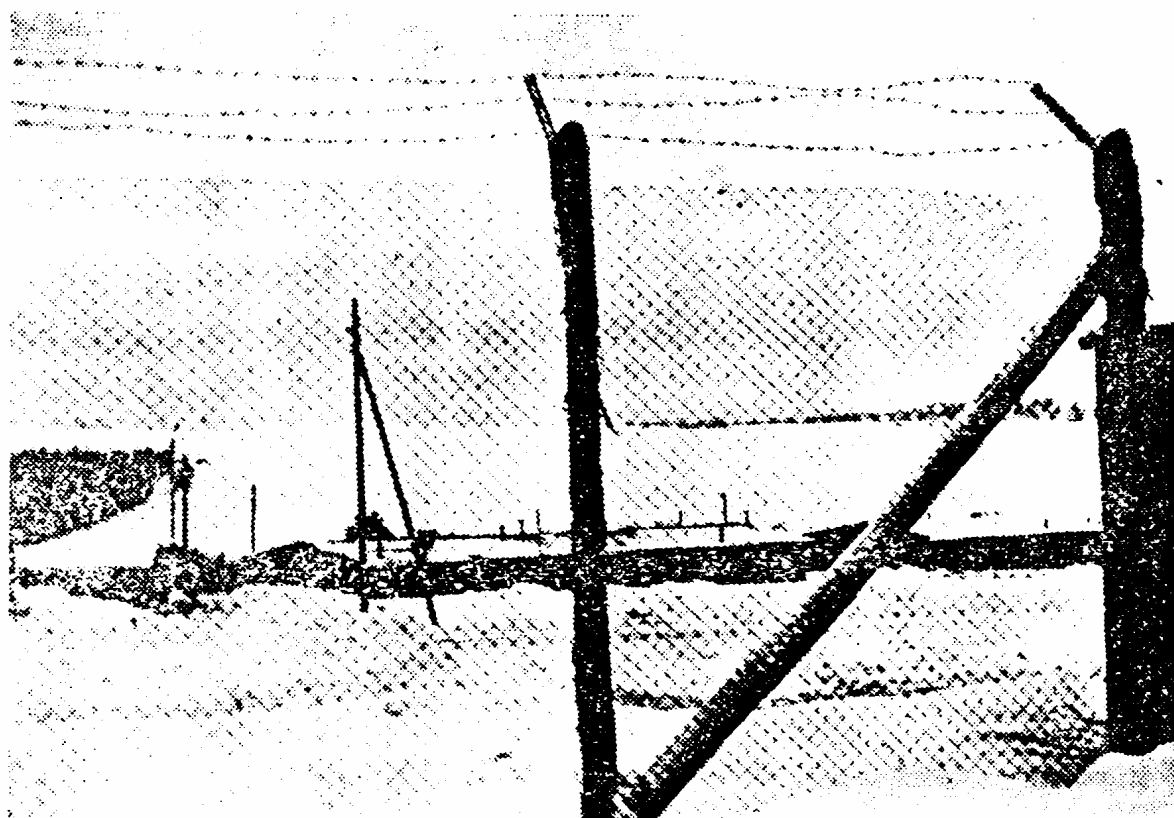
Im November 1941 befand sich dort noch für eine kurze Weile der Lagerkommandant Pister, nachmaliger Lagerführer in Buchenwald; ein vierschrotiger Geselle mit weingerötetem Gesicht, der

sich nur ab und zu, bei wichtigen Anlässen, und stets von seiner mächtigen Dogge begleitet, im Häftlingslager zeigte. Ein hoher Fünfziger, trotzdem eben erst mit einer knapp zwanzigjährigen, blonden und «hochbusigen» Germanin vermählt, der er gelegentlich das Lagerleben vorführte. Dann mussten die Häftlinge im Hofe stundenlang exerzieren, mussten laufen, kriechen, hüpfen, singen, Bockspringen, Medizinball werfen u. dgl. m., währenddessen der Lagergewaltige mit seiner Gattin und den anderen Hoheiten des Lagers und ihrem Gefolge bei Wein, Kuchen und Zigarren, vom Bürofenster wie von einer Zirkusloge aus, sich an dem Schauspiel ergötzen. Der Ton dieses Kommandanten war standesgemäss. Als man auf seine dahergebissene Frage, was man sei, antwortete: «Ingenieur», brüllte er auf: «Was bist du? Ein A...loch bist du!! Also, was bist du?» Antwort: «Zu Befehl, ein A...loch bin ich!» Aber das war nur ein Kosewort.

Andere Lagergrössen waren der verbissen-brutale Sporenberg, der spätere Lagerkommandant; der eitle Lagerführer Martin, der menschlichste der Bande; der in Hermeskeil stationierte Lagerarzt Hackethal ... und dann vor allem der Lagerschreck Schorsch Schaaf, ein Teufel in Menschengestalt, ein stiernackiger, gedrungener Sadist, dessen einzige Daseinsberechtigung im Prügeln und Quälen der Häftlinge bestand. Er trug den bezeichnenden Titel «Erzieher». Iwan den Schrecklichen, taufen wir ihn.

Der Erfindungsgabe im Quälen dieses Unmenschen, seine Unberechenbarkeit, seine Launen, kannten keine Grenzen. Harmlos noch war seine Kontrolle des «Bette-Bauens», wobei er wahllos die mühevoll und vorschriftsmässig kunstgerecht hergerichteten Betten aufriß und dies ein-, zweimal wiederholen konnte. Viel schlimmer waren seine nächtlichen Rundgänge durch die Schlafräume, denn dann war er meist angezechert (das Wort ange«heitert» wäre hier wirklich fehl am Platze). Erwischte Iwan dabei einen Häftling, der, selbst bei —25 Grad Kälte die Unterkleider anbehalten hatte, dann zwang er den Unglücklichen barfuss und nur mit seinem Nachthemd bekleidet, stundenlang stillzustehen. Je nach seiner Laune, mit erhobenen Armen, oder nachdem er ihm etliche Stockhiebe, einerlei wohin, versetzt hatte. Mit Vorliebe trat er die Häftlinge, aus den unverständlichsten Anlässen, mit seinen schweren Stiefeln in den Unterleib, wozu er sich eine eigene, besonders schmerzhaftige Technik zugelegt hatte. Oder: er liess ein ihm unterstelltes Arbeitskommando steile Waldwege hinauflaufen, pfiß die sowieso sich Eilenden halbwegs zurück, weil ihm das Tempo nicht rasch genug dünkte und wiederholte dies mehrmals bis die Erschöpften, keuchend, atemringend und mit vor Angst und Anstrengung schlotternden Knien umfielen. Oder: er spielte, im Wald, der Holzhackerarbeit

seiner Kolonne zuschauend, ein höhnisch niederträchtiges Grinsen im tierischen Antlitz, mit seinem schweren Armeerevolver, schoss bald hierhin, bald dorthin, mit Vorliebe knapp an den Häftlingen vorbei. Oder weiter: doch genug des grausamen Spieles. Einmal nur wagte von Tausenden ein unentwegter Neuling Iwans Schlägen mit Gleichem zu begegnen. Dass dieser Mutige, ein Schifflinger Lehrer, mit dem Leben davonkam, bleibt ein Wunder. Ein Zweiter, tat ein Gleiches: es war der frühere Aide-de-Camp de Maréchal Foch, der capitaine Lhôpital, was Verdienst und Ehre unsers Landsmannes nur noch erhöht.



Hinzert Winter 1942

⟨Photo: Paul Elvinger⟩

Den allen menschlichen Regungen noch nicht völlig entfremdeten Lagerführer Martin lernte ich ganz zufällig etwas näher kennen. In seiner selbstgefälligen Art gab er sich als ehemaliger Münchener Ingenieurstudent aus und bewies mir gegenüber deshalb ein gewisses «kollegial»-menschliches Interesse.

Er war es, der mir nach meinem dritten Verhör durch den berühmtesten Gestapobeamten Suder — dem besten, will sagen erfolgreichsten Vernehmungsspezialisten des Gaues, wie es hiess — mitteilte, ich sei für einen nächsten Transport nach Dachau vorgemerkt. Was das bedeutete, kann man sich wohl ausdenken. Die darauf folgenden Tage zählen wohl zu den schwärzesten meines Lebens;

sie wurden langsam aufgehellt durch die Entlassung einiger, sorglich mit Botschaften nach Hause versehener Freunde, durch einen nützlichen Wink Martins, vor allem aber durch die Bestechlichkeit der im Lagerlazarett tätigen Sanitäter, durch deren Vermittlung es mir gelang, meiner Gattin meine wirkliche Lage und die gegen mich erhobene Anschuldigung mitzuteilen und die dann auch alles menschenmögliche daransetzte, mein Los zu erleichtern. Ihr gelang es schliesslich, mit der anerkennenswerten Hilfe der Arbed-Direktion, die Ueberführung nach Dachau zu unterbinden, ja sogar meine Freilassung zu erwirken, allerdings unter der Bedingung eines Landesaufenthaltsverbots. Vorher musste ich im Hermeskeiler Spital, jener von allen Hinzernern so sehnlichst herbeigewünschten Zufluchtsstätte, operiert werden. Freigelassen wurde ich erst fast 2 Monate später, mit hohem Fieber, am Tage des Begräbnisses meiner Mutter. Aber etliche Wochen später musste, da die Wunde nicht heilen wollte, zu Hause die Operation wiederholt werden, und dann erfolgte die Strafversetzung nach Deutschland.

Ein Wort über das Krankenhaus Hermeskeil, in das die Schwerkranken, die Operationsbedürftigen, die an ansteckenden Krankheiten Leidenden des Lagers gebracht wurden. Dieses Spital wurde von katholischen Ordensschwestern (Franziskanerinnen) geleitet, die den isoliert untergebrachten Häftlingen, trotz der, wenn auch etwas gelockerten Bewachung durch die SS, unendlich viel Gutes taten. Der Schwester Oberin, einer herzensguten noblen Frau und vor allem der stets hilfsbereiten und tapferen Pflegeschwester Ernesta möge an dieser Stelle öffentlich Dank abgestattet werden. Bei meiner Einlieferung rief mich die Oberin in ihr Büro, wo ich ihr unter vier Augen meinen Fall schildern konnte. Kopfschüttelnd, schweigsam und ernst hörte sie meinem Bericht zu, gab mir dann die von der Lagerleitung vorgeschriebene Hausordnung zur Kenntnis, laut welcher man weder das Spital verlassen, noch Besuche empfangen dürfe. Der Briefverkehr mit den Seinigen war ebenfalls verboten, oder günstigenfalls einer Kontrolle unterworfen. «So», sagte die gütige Frau dann, «jetzt wissen Sie Bescheid ... und wenn Sie nach Hause telefonieren wollen, ... hier ist der Fernsprecher.» Und Besuche duldete sie stillschweigend, und die Briefe liess sie ungeöffnet den dankbaren Häftlingen übermitteln. Dieser edlen Frau möge auch hier nochmals herzlichst gedankt werden!

Wie bereits angedeutet, trieb die Korruption der SS im Lager Hinzert die herrlichsten Blüten. Die Bestechungszentrale war das Revier, wo die Sanitäter, SS-Oberscharführer Brendel und SS-Rottenführer Fenschel ihr profitliches Wesen trieben. Ersterer spielte sich gerne als Lagerarzt auf, war aber seines Zeichens Steinmetz; ein mal gutmütiger, mal brutaler, starken Stimmungswechseln ausgesetzt-

ter Kerl, von athletischem Aeussern. Seine ersten Fragen bei der Einlieferung ins Revier waren mit betonter Vorliebe: «Was bist du?» und «Was verdienst du?» Der Zweite war ein schwerhöriger, in Profitsachen aber ganz hellhöriger Dentist, sonst ein Firlefanz und Gaukler. Beide konnten sich im Grunde nicht riechen, misstrauten einander und suchten, jeder für sich, möglichst viel, sei es Geld, Esswaren oder Spirituosen aus ihrer korrupten Tätigkeit herauszuschlagen. Beide frönten sie Wein, Weib und Gesang, letzterem selbstverständlich am wenigsten und nur in weinseligem Zustand. Ange-trunken wie nüchtern erlaubten sich die beiden Kumpane die allergrößten, skabrösesten Spässe. Ein besonders ekelhaftes Beispiel darf der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten bleiben. Eines Nachts kamen sie, von einer Bande SS-Männer begleitet und alle leicht be-zecht, singend und grählend in die Krankenstube, rissen den Kranken die Decken vom Bett und zwangen einen derselben zu einer öffentlichen Masturbationsschau. Und das war, wie gesagt, noch ein Spass, wobei die Untermenschen sich vor Brüllen die Seiten hielten.

Ihrer durch erotische Exzesse geschwächten Virilität halfen die beiden Medizinmänner mit massiven Dosen von allerhand Hormon-Präparaten und Aphrodisiaken nach, wovon im Medikamenten-schrank des Reviers unglaubliche Mengen und Arten vorrätig waren und die stets mit eifriger Vorsorge, aber unter wohlweislicher Deck-bezeichnung, nachbestellt wurden. Ein gleiches galt übrigens auch für den (sonst streng bewirtschafteten) reinen Alkohol, aus dem die zwei Heilkünstler die mannigfaltigsten Schnäpse brauten.

Die Hamsterfahrten der skrupellosen Kumpane nach Luxem-burg waren berühmt und berüchtigt. Die Ergebnisse kamen vielen Häftlingen, weniger direkt als indirekt, zugute. Im Sommer 1943 wurde die ganze Bestechungsgeschichte aufgedeckt; es kam in Trier zum Prozess und die korrupten SS-Männer, die ihr Geschäft wirk-lich zu bunt getrieben hatten, mussten nolens volens bestraft wer-den. Zum Schaden der Lagerinsassen allerdings, denn alles in allem wurde damit ein Kanal nach Hause verstopft, durch den nicht nur Nahrung, sondern vor allem Nachrichten flossen, im Interesse der Häftlinge und nicht zuletzt im Interesse der Heimat. Dass nach dieser tragikomischen Affäre die Behandlung der Luxemburger, denn in den Augen der Gestapo waren diese die Hauptschuldigen, erheb-lich strenger wurde, versteht sich am Rande.

II. Teil

Zur Psychologie des KZ.-Häftlings

Ueber das Leben in den Konzentrations-Lagern liegen heute bereits genügend Tatsachenberichte vor, mündliche, schriftliche und bildliche. Dass die KZ.-Lager zu den wirksamsten Terror-Instrumenten der totalitären Staaten zählen, ist heute eine Binsenwahrheit. Die allgemeine Taktik der Gestapo zur seelischen Zermürbung fand ihren stärksten Ausdruck in diesen Sammellagern. Welche Unsummen teuflischer Erfindungskunst zur seelischen und physischen Folter der Häftlinge von den Nazischergeren verausgabt wurden, ist einfach unbeschreiblich. Demütigungen, Einschüchterungen, Drohungen und Züchtigungen aller Art und in allen Rationen, das war das tägliche Brot für die Rechtlosen. Beabsichtigt war nicht nur die seelische Qual, sondern auch die langsame physische Vernichtung, wozu bestimmte Sonderlager, die berüchtigten «Vernichtungslager» vorgesehen waren. Doch dies galt auch, wenngleich in etwas gemässigter Form, für die anderen Lager.

Es begann gleich bei der Einlieferung. Man wurde zur ratzekahl geschorenen, recht- und namenlosen Nummer. Damit man sich nur keinen Illusionen hingebe, wurde man gleich mit Schimpfworten, Drohungen und Hieben empfangen, musste dauerlaufen bis zur Erschöpfung. Ein Mittel zur seelischen Knechtung war die Unterernährung, denn ein geschwächter Körper büsst auch seine geistige Spannkraft ein. Hinzukamen die mannigfaltigsten und oft blödsinnigsten Arbeiten, die unsinnigsten Verrichtungen, die menschenunwürdigsten Strafen. Die «Erzieher» mussten ja stets ihre Dienstbeflissenheit nach obenhin bekunden und handelten dementsprechend nach unten. Der «Gemeinschaftsgedanken» war auch im KZ. zum erzieherischen Prinzip erhoben. Aber nur im Strafen. Verging in einer Stube ein Häftling sich gegen das Reglement, flugs wurden alle Insassen bestraft. Bei schwereren Vergehen, einem Fluchtversuch etwa, mussten die Häftlinge den Zurückgebrachten züchtigen, nachdem sie alle vorher durch Schlafentzug, nächtelanges Stillstehen im Freien, bei Regen oder Kälte, durch Essverbot empfindlich gemassregelt und dadurch gegen den «Unbotsamen» genügend aufgebracht worden waren.

Ein derart gezüchtigter Luxemburger Flüchtling wurde uns ins Revier eingeliefert. Wie sein Körper aussah, sei hier lieber verschwiegen. Zynisch bemerkte der Sanitäter: «Sehen Sie, so haben Ihre Landsleute den Mann zugerichtet.» Aber das war nur zum geringsten Teil die Wahrheit und dazu unter Zwang geschehen. Eine ärztliche Untersuchung wurde eingeleitet, mit dem überraschenden Ergebnis, dass der Lagerkommandant seinen SS-Mannschaften durch

Rundschreiben anriet, sich nicht mehr an Häftlingen zu vergreifen, da diese es nicht wert seien und man sich dabei doch nur die Hände beschmutzte. Die Mannschaften scherten sich selbstverständlich den Teufel um diesen «platonischen» Rat.

Man sah mitleiderfüllt die ausgemergelten Trauergestalten unserer heimgekehrten KZ.-Häftlinge, man sah im Kino schreckensgebannt die wandelnden Leichname der Totenhäuser, man sah aber nur das **äussere Ergebnis**. Was nicht zum Ausdruck kam, das waren die seelischen Erlebnisse, die vorausgingen. Es mag deshalb wichtig sein, dass man sich an die Beschreibung des Seelenlebens im KZ. heranwagt. Denn die seelischen Torturen waren genau so schrecklich, wenn nicht noch mehr, als die körperlichen Qualen.

Fürwahr: das Völkerzoo, das Hitler-Deutschland hinter die Stacheldrähte zusammen getrieben hatte, bot überreichliche Gelegenheiten zu psychologischen Studien und Vergleichen. Nackt lagen die Körper der Häftlinge da, zu abertausenden; nackt, aufgedeckt auch ihre Seelen, mit allen Untergründen. Wo alle Hemmungen hinweggescheucht sind, wo der Selbsterhaltungstrieb die Hauptdominante ist, da offenbart sich der Mensch in seiner ganzen Armseligkeit, aber auch in seiner wahren Grösse. So war das KZ. gewissermassen ein psychologisches Laboratorium, wo die Reaktionen der menschlichen Seele sozusagen in chemisch reinem Zustand beobachtet werden konnten: der KZ.-ler wurde zum «homo per se». Allerdings ist das Bild, das uns das KZ. von der Menschenseele entwirft, reichlich verzerrt. Aber gerade in den aussergewöhnlichen Verhältnissen zeichnet sich — wie dies Louis Bromfield so ergreifend-überzeugend in seinem Roman «The rains came» geschildert hat — der wahre Gehalt des Menschen prägnanter ab, als im geruh samen Fluss des gewöhnlichen Geschehens, mit all seinen grossen und kleinen Rücksichtnahmen. So wird denn auch der Gesamteindruck, den wir vom KZ.-Erlebnis gewinnen werden, nicht immer erfreulich aussehen. Im allgemeinen spielte auch im «Univers concentrationnaire» das Individuelle die grössere Rolle. Es gibt eben gute und schlechte Menschen ... und nach dem sat tsam bekannten Ausspruch Bismarcks ... auch noch Luxemburger. Von diesen im Besonderen zu sprechen, werden wir vermeiden. Warum? Sollten sie die Besseren gewesen sein? Wir möchten es nicht behaupten, wenn auch die Luxemburger, auf engerem Raum geboren, einander besser kannten, was immerhin die Solidarität gefördert haben mochte. Den Vorzug der besseren Sprachenkenntnisse wussten viele Luxemburger zum eigenen Heil und zum Wohl ihrer Mithäftlinge zu nutzen, aber aus dieser geographischen Zufälligkeit darf man den luxemburger Häftlingen — wie dies leider von Seiten mancher Nichtluxemburgern geschehen ist — nicht den leisesten Vorwurf machen. Und so mag

Luxemburg auch im KZ. gewesen sein, was es war, geborgen: à l'ombre des grands pays en pleurs, mit allem was immer dies bedeuten mag.

Im KZ. trat Abgründtiefes, aber auch Erhabenes, ja Höchstes des menschlichen Seelenlebens hervor. Höchstes war des Geist von Solidarität, war menschliches Mitgefühl: «le divin mystère de la solidarité», wie Dostojewski in seinen Memoiren aus dem Totenhaus (= sibirische Gefangenschaft) sagt, der Geist der Nächstenliebe. Aufopferung, treuer Kameradschaft mit den bei manchen erst neu erweckten Gefühlen von Heimatverbundenheit und Vaterlandsliebe, die nicht selten ins Heroische stiegen.

Wenn auch Freiheitsliebe und Patriotismus, genährt vom Hass gegen die Bedrücker, vorherrschende Gefühle waren, sie blieben doch bloss eine Art von Grundstimmung, denn sie durften und konnten sich ja nicht äusseren, geschweige denn bestätigen. So glimmten diese Gefühle unter der Oberfläche fort, führten aber im zurückgedrängten Zustand ein sehr intensives Eigenleben, das bei allen möglichen Gelegenheiten die äusseren und inneren Hemmungen aktivistisch durchbrach.

Die wirklich dominierenden Komponenten im Seelenleben des KZ.-Häftlings aber waren drei Komplexe: **Angst, Hunger und Hass-Rache.**

Wo bleibt hier das wesentliche der Gefangenschaft: die Freiheitsberaubung, wird man fragen? Ihre seelischen Folgen, namentlich das Heimweh, gelten aber ganz allgemein für alle Arten von Haft und hier wollen wir vor allem die spezifischen Merkmale der KZ.-Psychologie hervorheben. Die Sehnsucht nach Freiheit und Heimat verschwand übrigens hinter den angeführten drei Dominanten, einmal weil sie durch das Zusammenleben so vieler abgeschwächt wurde, dann weil das Oberbewusstsein sich mit dem unabänderlichen Zustand der Gefangenschaft abfinden musste. In den tieferen Zonen des Bewusstseins wühlte der Freiheitsmangel umso verzehrender weiter und machte sich besonders im Schlaf bemerkbar. Wenn man nach der Tagesfron schwer in die Pritsche fiel und in der Regel traumlose Nächte verschlief, oft meldeten sich dennoch die Entbehnungen im Traum, der meist kurzfristige Entlassungen, Wiedersehensfreuden, reichliches Essen, unerreichbare Genüsse und dgl. vorspiegelte. Manche Häftlinge besaßen ein ganz intensives Traumleben — das sie den Mithäftlingen auch oft nicht vorenthielten — aber war das ein Trost?

Ueberhaupt: die Nächte — die Nächte!

Damit berühren wir das heikle Thema der Sexualnot, das nur kurz anzudeuten eine elementare Scham gebietet. In den ersten Mo-

naten der Haft hätte das Sexualproblem wohl keine besondere Bedeutung, mit der Zeit aber nahm seine Wichtigkeit — wenn auch lange nicht für alle — zu, aller Unterernährung und körperlicher Ermattung zum Trotz; ja es scheint sogar, dass für manche die Flucht ins Geschlechtliche eine Art von Abwehraktion bedeutete. Die Begriffe: Onanie, mutuelle Masturbation und Homosexualität mögen genügen, um Abgründe zu eröffnen. Dabei halte man sich an die Ueberlegung von Sigmund Freud: Wenn es richtig ist, dass die reale Erschwerung oder die Entbehrung einer normalen Sexualbefriedigung bei Personen perverse Neigungen zum Vorschein bringen, die sonst keine gezeigt hatten, so muss bei diesen Personen etwas anzunehmen sein, was den Perversionen entgegenkommt, oder, sie müssen in latenter Form vorhanden sein.

Dieser Hinweis möge genügen, soll aber noch unterstrichen werden durch die Tatsache, dass die KZ.-ler in der trüben, mephistischen Atmosphäre einer alle Hemmungen wegscheuchenden Promiskuität mit den Lockungen periodischer Nacktexhibitionen zu leben verdammt waren.

Im übrigen brachten die seelischen Leiden der KZ.-Gefangenschaft bei sehr vielen Häftlingen mit der Zeit eine Art von Massen-neurose hervor, ähnlicher und doch verschiedener Art wie jene, die seinerzeit von A. L. Vischer geschildert und als «Stacheldraht-Krankheit» bezeichnet wurde. Die andauernde Freiheitsberaubung, sagt hierüber der bekannte schweizer Neurologe Prof. R. Brun, und vor allem der andauernde Zwang zu einem Leben in ständiger Gemeinschaft, der man niemals auch nur für einen Augenblick ent-rinnen kann, m.a.W. die Aufhebung jedes Privatlebens, sowie der Zwang zur sexuellen Abstinenz üben auf den Gemütszustand und das Triebleben der Menschen hinter Stacheldraht allmählich einen schädigenden Einfluss aus: Sie werden streitsüchtig, kleinlich, arg-wöhnisch, verfallen oft in sexuelle Perversitäten, werden schlaflos, mit der Zeit immer autistischer, in sich selbst eingesponnen, wäh-rend sie nach aussen eine zunehmende Reizbarkeit bis zum Jähzorn abwechselnd mit Niedergeschlagenheit und Stumpfheit bis zum gleichgültigen Dahinvegetieren an den Tag legen. Das Hauptpro-blem dieser Menschen, die dergestalt lange Jahre hinter Stachel-draht dahinvegetiert haben, bildet nach ihrer Befreiung die bange Frage, ob und wie sie sich überhaupt jemals wieder in die normale bürgerliche Gemeinschaft zurückfinden werden.

Es besteht kein Zweifel: kein Mensch hat das KZ. verlassen, wie er hineingekommen war und das KZ.-Erlebnis stempelt seinen Trä-ger bis zum Ende seiner Tage.

Angst.

Der Angstkomplex war zunächst und vor allem bedingt durch die bange Ungewissheit um das eigene Schicksal. Hier lag geradezu teuflische Berechnung der Gestapomethodik vor, denn nichts ist nervenzerrüttender als die Ungewissheit, was mit einem geschehen sollte, was Schlimmes die nächsten Stunden, der kommende Tag bringen möchten. Die Gestapo bewies auch hier ihre diabolische Kenntnis aller Abgründe menschlichen Seelenlebens. Einmal bedeutete sie dem Häftling, seine Freilassung stünde bevor, dann, wenn man sich genügend in diese freudige Hoffnung hineingelebt hatte, hiess es, ohne Uebergang, lebend käme man nie mehr heraus. Dass bei einem solchen und ähnlichen System der Wechseldusche die Nerven reissen sollten, war Zweck und Absicht. Aber, gottseidank, hielten die Nerven diese Belastungsprobe aus, sei es aus eigener Kraft, sei es durch den verständnisvollen Zuspruch erfahrener Mit-häftlinge. Aber die Folter, tagtäglich in der seelischen Qual der **absoluten Schicksalsungewissheit** zu leben, kann nur der ermessen, der sie selbst durchgemacht hat. Beschreiben lässt sie sich in ihrem ganzen Umfang, in ihrem ganzen Inhalt nicht, besonders wenn man bedenkt, dass die Lagerknechte die Dauermarter durch genau abgestufte Massnahmen aufs Aeusserste zu spannen wussten, nicht allein durch Drohungen, sondern auch durch Vorführen von Gemassregelten, Misshandelten, ja Hinrichtungen, ferner durch eigene Strafen, wie Essensentzug, Schreibverbot, Arrest, Schläge ... Dabei war die Unberechenbarkeit der SS-Schergen so ausgeprägt, dass jedem in jedem Augenblick und aus den geringfügigsten Anlässen das schlimmste passieren konnte.

Die Folge: man lebte in dauernder Lebensgefahr und das gab wohl die eigentliche Dominante im Seelenleben des KZ.-lers. Dieses Gefühl der konstanten Lebensgefahr war aber nicht das des Soldaten in der Kampflinie, es war stärker, zerreissender und durch das Gefühl der Ohnmacht, des Ausgeliefertseins, überhaupt verschieden. Denn in den Hintergründen des KZ. lauerten ganz andere Gefahren, vor allem die ungewissen Torturen. Doch, wie beim Soldaten an der Front der Selbsterhaltungstrieb siegreich, wenn auch verhalten durchbricht und sich lebenserhaltend in dem Sinne behauptet, dass durch die häufige Wiederholung der erregenden Anlässe das Gefühl an Intensität verliert, so stumpfte sich auch die Todesangst auf die Dauer ab. Aber floss in gewissen Grenzen. Man wurde gleichgültiger gegenüber eigenen oder fremden Schicksalsschlägen, man lernte sich einrichten, sein Leben den Umständen nach organisieren. Man lernte die einzelnen Wächter, ihre Schwächen und Empfindlichkeiten kennen, man lernte bestimmte Aeusserungen und Handlungen vermeiden, man lernte vor allem das grosse Prinzip «Nur nicht auffallen»

kennen und benahm sich danach. Bei längerer Haft wirkte sich die Unterernährung aus, man wurde apathisch, bis eines Tages etwas ganz Unerwartetes geschah, man Zeuge eines neuen, grässlichen Auftrittes wurde, und Schluss war es mit der Abstumpfung. Nein, mit dem Fronterlebnis des Soldaten hat das KZ.-Erlebnis nur eine ganz entfernte Verwandtschaft. Man war zwar auch eine Art von Soldat, aber ein Soldat auf verlorenem, grausig-hoffnungslosem Posten. Bei ganz langer Haft hat allerdings die Abstumpfung gegenüber allen Geschehnissen einer beinahe vollständigen Gefühllosigkeit Platz gemacht, doch hier, wie überall, gab es individuelle Unterschiede aller Grade.

Was die Angst und Furcht wesentlich verstärkte, das war die Überzeugung der absoluten Ohnmacht, der Rechtlosigkeit und der Verlassenheit, gegen die zu reagieren die Vernunft nur ungenügende Kräfte aufbringen konnte. Einsamkeit inmitten wimmelnder Menschenmassen, scheinbar ein Paradox, und doch war es so. Wer wusste schon um das Schicksal des Nebenmenschen? Wo saßen die Spitzel, die Unvermeidlichen? So ward das Angstgefühl noch weiter geschürt vom Misstrauen. Was unter solchen Umständen die Gegenwart eines zuverlässigen Bekannten bedeutet, lässt sich daher leicht ermessen. Daraus erklärt sich auch die Tiefe der im KZ. abgeschlossenen Freundschaften, daher auch die Notwendigkeit eines Bundes aller KZ.-Gefangenen.

Die von der Gestapo und ihren Beauftragten geffissentlich herbeigeführten und gepflegten Angst- und Furchtgefühle führten den KZ.-ler in eine richtige Wahnwelt. Sie wirkten sich am intensivsten aus, bei solchen, die ihrer Veranlagung nach zu Klein- und Schwermut, zu hypochondrischen Depressionen neigten. Aber wer ist schon ganz frei von Stimmungen? Unter gewissen Umständen konnte der Angstkomplex Wahn- und Zwangsvorstellungen auslösen, die zur Psychose ausarteten und die Bedauernswerten zum Selbstmord trieben. Derartige Fälle gab es glücklicherweise verhältnismässig selten, aber, Hand aufs Herz, wer war in schwersten Stunden ganz frei von Selbstmordgedanken? Glücklicherweise triumphtierte — bis auf die unglücklichen Ausnahmen, — der allmächtige Selbsterhaltungstrieb über die morbiden Gelüste, fand er am Beispiel durch und durch gleichmütiger oder besonders charakterfester Mitgefangener immer wieder neue Nahrung. Der lebensbejahende Wert des Einflusses von solch beneidenswerten Glücksspendern im Lager kann nicht hoch genug emporgehoben werden, besonders jener Unentwegten, die die eigenen Gemütsdepressionen zu überwinden und durch Rat und Tat und Beispiel die Verzagten aufzumuntern verstanden.

Wenn Angst und Furcht schon die Dominanten im Seelenleben der «besseren» Häftlinge waren, wie war es erst damit bei den Ju-

den und Polen bestellt, für die die Gleichung: Leben ist Tod offiziell zugunsten des letzteren gelöst war? Diese Unglücklichen lebten, wenn man so sagen darf, in dauerndem Coma.

Hunger.

Der **Hungerkomplex**, hervorgerufen durch die Unterernährung und seine Begleiterscheinung, die Furcht vor dem Erhungern, verstärkte selbstverständlich das Gefühl der Lebensgefahr. Er hatte eigenartige, wenn auch verständliche Folgen. Der Unterschied zwischen Mein und Dein verwischte sich. Selbst geistig hochstehende Häftlinge — man berichtet von Akademikern, ja Priestern — wurden zu Dieben, die nachts aufstanden, um heimlich fremde Spinde nach Nahrungsmitteln zu durchschnüffeln. Esswaren nahm man daher sicherheitshalber am besten mit ins Bett. Zänkereien um einen volleren Napf, um eine Pellkartoffel mehr, eine Brotkrume weniger, waren an der Tagesordnung und veranlassten offene und hinterhältige Feindschaften. Neid und Argwohn nahmen recht verstiegene Formen an, daneben gab es natürlich wiederum herrliche Beispiele von Solidarität und Aufopferung, namentlich unter den Gefangenen gleicher Nationalität, wie es denn auch mit Vorliebe die Hungernen verschiedener Staatsangehörigkeiten waren, die einander beistanden.

Der Empfang von Paketen wurde mit kritischen, neidischen Augen verfolgt und besprochen. Man kannte und verachtete die Egoisten, man kennt und nennt sie noch heute. Gleicherweise singt man heute noch das Lied vom braven Mann, der hochherzig den Inhalt seiner Pakete unter Leidensgenossen verteilte oder nur umtauschte.

Dann das Rauchen! Ein Kapitel für sich im Lagerleben. Zu welchen Kniffen und Indianerlisten man griff, um eine Zigarette oder nur einen «Kip», d. h. einen Zigarettenstummel zu ergattern, das müsste ein Karl May ausmalen. Die leidenschaftlichen Raucher opferten gerne Mahlzeit, Nahrungsmittel, Kleidungsstücke für Zigaretten. Aber geraucht musste werden, und war es auch Buchenlaub. Von der Rauchsucht der Gefangenen machte übrigens die Gestapo einen raffinierten Gebrauch bei ihren Verhören und gar manches Geständnis geht auf's Konto des Nikotins.

Hass und Rache.

Eine dritte Hauptkomponente im Seelenleben des KZ.-Gefangenen waren die zusammengehörenden Hassgefühle und Rachegefühle. Sie richteten sich selbstverständlich in erster Linie gegen den Bedrucker, das Naziregime, dessen Machthaber und Vertreter, gegen

die Ueberwachungsmannschaften (besonders die schlimmen Exemplare, während die guten nicht nur nachsichtig, sondern oft mit einer gewissen, allerdings nicht andauernden Sympathie beurteilt wurden). Hass und Rache richteten sich besonders auch gegen die bekannten und vermeintlichen Denunzianten, die einen schliesslich ins Unglück gebracht hatten. Eine eigenartige Inkonsequenz mag übrigens heute bei manchen KZ.-lern festgestellt werden: das damalige Unglück wird jetzt mit Stolz und Hochmut als patriotisches Plus ge- und ausgewertet, woraus im gewissen Sinne nicht immer völlig berechnete Superioritätskomplexe verschiedenen Grades erwachsen sind.

Die Hassgefühle, die sich selbstverständlich auf Deutschland und alles Deutsche ausdehnten, nährten den Patriotismus. Stärkten aber auch das gerechtfertigte und ungerechtfertigte Misstrauen gegenüber den eigenen Landsleuten. Man hing in selbstquälerischer Weise den verworrensten Gedanken nach, man verfolgte bis ins feinste alle, auch eingebildete Spuren von politischen oder persönlichen Feindschaften und das führte zu Wahnideen. Man wurde daher leicht ungerecht gegen viele und umgekehrt sah man andere in zu günstigem Licht. Man beneidete die zu Haus Gebliebenen, die Unbehelligten, und verdächtigte sie alle, samt und sonders, unpatriotischer Haltung.

Das war eine Quelle von Fehltritten, ja böswilligen Voreingenommenheiten, die sich bei der massiven Rückkehr der KZ.-ler nicht immer in günstigem Sinne entluden. Jedenfalls ist festzustellen, dass das Urteilsvermögen des KZ.-lers, sowohl gegenüber Personen wie gegenüber Sachverhalten nicht allein durch die mehr oder weniger lange Abwesenheit geschwächt wurde, sondern auch durch die psychischen Nachwirkungen des Lagerlebens, insonderheit durch manche aus Hass und Rache geborenen Wahnvorstellungen und Wunschgebilde, die erst allmählich ausheilen. Die meisten intelligenteren KZ.-ler geben sich übrigens hiervon klare Rechenschaft und suchen sich allmählich einer anerkennenswerten, nüchternen Objektivität zu befleissigen. Bei der Befreiung verschwanden aus dem Gesamtkomplex die Komponenten der Angst und des Hungers, übrig blieben die Hass- und Rachegefühle. Neben der unbändigen Freude an der wiedergewonnenen Freiheit, dem Gefühl des dem Tode-Entronnenseins, den herrlichen Freuden des Wiedersehens bestimmten Hass und Rachelust das Seelenleben und damit die Tätigkeit des heimgekehrten KZ.-lers. Rache und Hass sind jedoch die schlechtesten und verwerflichsten Ratgeber und gerade der KZ.-ler hat die menschliche Pflicht, sich von ihnen frei zu machen.

Primat von Gefühl und Trieb.

Aus dem Gesamtkomplex des KZ.-lers ergibt sich ein weiteres. Vorherrschend waren, wie dargelegt, Gefühle, Triebe und damit war automatisch eine Zurückdrängung des Verstandes, eine Abnahme des klaren Denkvermögens verbunden. Die übermässige und einseitige Gefühlsbetonung der Bewusstseinsinhalte hatte zur Folge eine Neigung zur Bildung von Wahnideen, die logischen und aus der Realität geschöpften Argumenten unzugänglich sind. Man lebte innerlich, wenn auch nicht beständig, in einer Wahnwelt. Es war, als ob unser Geist in die Unwirklichkeit geflohen wäre. Dieser Eindruck der Irrealität war mitunter so überwältigend, dass man sich selbst in die Wangen kniff, um sich zu vergewissern, dass man es selbst sei, dem das Unfassbare, Schreckliche, passierte. Dem klaren Denken waren gefühlsbetonte Riegel vorgeschoben. Man spintisierte, gab belanglosen Andeutungen eines Wächters, eines Mitgefangenen falsche Deutung und übertriebene Bedeutung, beurteilte die eigene Lage, den eigenen Fall schief, bauschte Kleinigkeiten zu Himalayas auf, während umgekehrt die Tendenz zur Bagatellisierung sich nicht oder doch viel weniger äusserte. Man erlebte alles im Dunst des dauernden Erregungszustandes, wodurch die Optik der klaren Sicht und der klaren Einsicht notwendigerweise schiefe Winkel bekam. Man war leicht reizbar, was eigentlich zu dauernden Zwistigkeiten hätte Anlass geben müssen. Doch war dies wohl weniger der Fall als zu erwarten war. Zank und Streit traten zwar oft auf, verrauchten aber schnell und hatten meist keine nachhaltigen Wirkungen. Jeder lebte eben in seiner verschlossenen Eigenwelt und gewann für die Eigenwelt des Nachbarn das notwendige Verständnis und daraus das Gefühl der Verbundenheit, der Schicksalsgemeinschaft, der Solidarität.

Man zog aus den allerkleinsten Unterschieden der Behandlungsart wichtige, meist nicht stichhaltige Schlüsse über das eigene oder fremde Los; aus einem freundlichen Wort eines Wächters schloss man ebenso schnell und falsch auf baldige Entlassung wie aus einem groben Wort, einer Anrempelung, auf Strafe, wenn nicht schlimmeres. Man sah das Leben in der Heimat in einem falschen Licht und malte sich besonders die Zukunft daheim in den unwahrscheinlichsten Farben aus, und man machte Pläne, Pläne, Pläne... Aus alledem entstand unbewusst eine gewisse Weltfremdheit und diese erklärt zum Grossteil die furchtbare Ernüchterung der KZ.-ler bei ihrer Heimkehr, entschuldigt aber keineswegs den Mangel an Verständnis und Rücksicht unserer Verantwortlichen gegenüber den Entronnenen.

Man machte sich also im KZ. ein verkrampft Bild von der Realität, das durch das Zusammenleben vieler in engstem Raum

sich noch mehr verzerren musste, denn man hatte das Bedürfnis, seine Gedanken, Vorstellungen und Wunschträume dem guten Nachbarn mitzuteilen, der das Gleiche erlebte und das gleiche Bedürfnis empfand. So überlagerten sich die Wahnideen, die Wunschträume der einzelnen, bildete sich eine ganz sonderbare Atmosphäre von allgemeiner Weltfremdheit, der typische KZ.-Geist, der mehr Anormales und Krankhaftes enthielt, als man sich selbst Rechenschaft ablegte. Glücklicherweise ist der Mensch ein Gewohnheitstier und das eigenartige Gefühlsleben stumpfte sich auf die Dauer ab, ebnete sich gangbare, allerdings keineswegs normale Bahnen. Uebrigens sorgte die Lagerführung schon dafür, dass man periodisch aus der inneren Scheinwelt in die brutale Wirklichkeit zurückgerufen wurde.

Infolge des vorherrschenden Gefühlslebens wurde nicht nur das Denken, sondern auch der Willen eingeengt, wenn nicht ausgeschaltet. Wie sollte sich der Willen auch in einem KZ. überhaupt betätigen können, wo doch alles darauf gerichtet war, gerade den Willen zu töten? Dementsprechend beschränkte er sich notwendigerweise auf die Zurückdrängung der lebensverneinenden und auf die Stärkung der lebensbejahenden Regungen. Dazu gehörten der verstockte Widerstand, das Ausnutzen jeder Gelegenheit zur Erholung, zum Faulenzen, dann die gegenseitige Hilfe und Unterstützung und die Pflege der Heimatliebe. Der Lagerführung, den Wächtern ein Schnippchen zu schlagen, gehörte zu den seltenen, reinen Freuden im KZ. Konnte man einem Mitgefangenen einen Dienst erweisen, war die Freude doppelt gross und solche Freuden musste man sich leisten, denn der Empfänger war noch froher als der Spender.

Ausklang.

Eine Einschränkung ist vonnöten: unsere Darstellung trifft besonders für Intellektuelle zu. Nicht, dass Arbeiter weniger gelitten hätten, aber es ist klar, dass das Erleben umso stärker, tiefer und wirkungsvoller sein musste, je höher, differenzierter und empfindsamer das Geistesleben des KZ.-lers war. Menschen mit einfacherer, robusterer geistiger Struktur fanden sich naturgemäss eher und besser in die anormalen Verhältnisse als Intellektuelle und dass es hier alle nur denkbaren Gradunterschiede gab, ist eine Binsenwahrheit. Die Hilfsbereitschaft und die Solidarität der Arbeiter gerade ihren intellektuellen Kameraden gegenüber gehört jedenfalls zu den schönsten Zügen des KZ.-Lebens. Im allgemeinen ertrugen das KZ. am besten jene, die in praktischer Arbeit, im Basteln, die so blutnotwendige Ablenkung aus der Misere des Alltags suchten und fanden.

Die vorstehende Schilderung des Seelenlebens des KZ.-Häftlings mutet den Aussenstehenden wie etwas reichlich Anormales an. Diese

fremdartige Gefühls- und Gedankenwelt greift ins Pathologische über. Wir fragen uns selbst, ob die Darstellung nicht allzu einseitig ausgefallen, ob sie nicht, einem geheimen Wunsche folgend, zu stark dramatisiert sei? Wir sind aber überzeugt, dass die Darstellung wahrheitsgetreu ausgefallen ist und jedenfalls für das Erlebnis der ersten Zeit KZ.-Haft zutrifft. Andere, die mehr erlebt, längere Haft durchmachten, mögen berichten, ergänzen. Nach den Schilderungen besonders geprüfter Kameraden, die Buchenwald, Dachau, Mauthausen usw. erlebt haben, scheinen allerdings die Abstumpfung, das Versinken ins triebhaft Animalische und damit die Weltfremdheit sich mit der Zeit noch viel stärker ausgeprägt zu haben.

Das KZ. war ein Inferno, in dem die seelischen Qualen den körperlichen Torturen zumindest die Waage hielten. Wenn das Seelenleben des KZ.-lers anormale Züge annahm, so ist das nur die natürliche Folge der ganz anormalen Lebensbedingungen, in die man eben hineingezwungen wurde. Und genau, wie es im letzten Krieg eine Stacheldrahtpsychose gab, mit ganz spezifischen Merkmalen und Folgen, so gibt es diesmal eine KZ.-Psychose, nur mit anderen spezifischen Merkmalen und Folgen. Wenn auch diese Psychose nicht bei allen Häftlingen voll ausgeprägt war, ein jeder war aber davon betroffen, mal mehr, mal weniger, mal länger, mal kürzer.

Das seelische Erlebnis des KZ. war überwältigend und kennzeichnet seine Träger für die Dauer ihres Lebens: der Komplex bleibt, wenn auch seine krankhaften Ausartungen verheilen. Dass aus dem Komplex keine ungehörliche Märtyrer- und Heldenpose wird, dafür sorgt schon der langsam wieder auftauchende gesunde Menschenverstand... wozu gesunde Lebensbedingungen die Voraussetzung sind. Am Staat ist es, diese Lebensbedingungen zu schaffen; seine Pflicht ist es, der seelischen Erschütterungen der KZ.-ler vollauf Rechnung zu tragen und ihre gerechten Forderungen anzuerkennen. An den KZ.-lern selbst ist es, ihre Wunschträume der heutigen, harten Wirklichkeit anzupassen, wobei sie des alten, aber immer wahren Spruchs gedenken mögen, der da sagt: Eine Tugend hört auf eine Tugend zu sein, wenn sie bezahlt sein will!

Das Inferno des KZ.-Erlebnisses wäre nicht vollständig, wenn neben allen kleineren und grösseren Menschlichkeiten negativen Vorzeichens, neben allen Schwächen und Abnormitäten eines einseitig gefühlsbetonten Innenlebens nicht — noch einmal sei's gesagt — das grosse Plus der Heimatliebe und der Heimmattreue stünde, das grosse Plus echter Solidarität, treuer Kameradschaft und brüderlicher Verbundenheit, kurz edeler Humanität. Hierdurch steigt das Erlebnis des Konzentrationslagers zu übermenschlicher Grösse auf. Meinungsverschiedenheiten, ganz gleich ob politischer, weltanschaulicher oder religiöser Natur, waren im gleichen Schicksal verschwunden; Rang-, Berufs- und Bildungsunterschiede gab es nicht mehr.

Um diese Erlebnisse, um diese Lektion von Toleranz und Heimmattreue sind die KZ.-ler zu beneiden. Aber auch um die im KZ. abgeschlossenen Freundschaften.

Und dieses Erlebnis tiefster Einigung und Einigkeit war es, das alle mit nach Hause trugen, in der Hoffnung, auf ihm die neue, bessere Heimat aufzubauen, gemäss dem bekannten Wort: «Nulle souffrance ne se perd, toute douleur fructifie!»

H. 2344